

3 Methodische Herangehensweise

Im letzten Kapitel wurden die theoretischen und methodologischen Überlegungen der Studie dargestellt. Dabei wurde eine Heuristik erarbeitet, die biographietheoretische Perspektiven mit dem Konzept der Subjektivierung verbindet und durch den Einbezug von Intersektionalität machtkritisches und dekonstruktivistisches Potenzial erhält.

Im folgenden Teil steht das methodische Vorgehen im Zentrum, das, wie bereits angedeutet wurde, in der Tradition einer rekonstruktiven Methodologie verortet ist. Hierzu wird zunächst kurz auf die Grounded Theory als Forschungsstil eingegangen (vgl. Kap. 3.1). Anschließend wird die Erhebungsmethode des biographisch-narrativen Interviews in ihren theoretischen und praktischen Dimensionen vorgestellt (vgl. Kap. 3.2).

Danach folgt die Diskussion von relevanten Aspekten meines Forschungsprozesses (vgl. Kap. 3.3). Diesen Teil eröffne ich mit dem Thema der Reflexivität in der Forschung, die für den gesamten Prozess relevant war und die auf die Widersprüchlichkeiten eines Forschungsprojektes in Macht- und Ungleichheitsverhältnissen Bezug nimmt (vgl. Kap. 3.3.1). In den weiteren Teilen stelle ich meinen Feldzugang und das Sampling dar (vgl. Kap. 3.3.2) sowie die Erfahrungen mit der Durchführung der biographischen Interviews (vgl. Kap. 3.3.3). Zuletzt werden das Vorgehen bei der Transkription und Anonymisierung der Interviews (vgl. Kap. 3.3.4) sowie bei der Auswertung der biographischen Interviews dargestellt (vgl. Kap. 3.3.5).

3.1 Grounded Theory als Forschungsstil

Die Grounded-Theory-Methodologie kann als Forschungsstil beschrieben werden, mit dem auf der Grundlage von empirischen Daten Theorien generiert werden. Ein Anspruch der Grounded Theory ist es dabei, der Komplexität der sozialen Welt gerecht zu werden:

»Soziale Phänomene sind komplex: Also braucht man, um sie zu erfassen, eine komplexe Grounded Theory: Damit ist eine konzeptuell dichte Theorie gemeint,

die sehr viele Aspekte der untersuchten Phänomene erklärt.« (Strauss/Corbin 1996, S. 25)

Ihren Ursprung hat die Grounded Theory in den 1960er-Jahren in den USA. Sie wurde von Glaser und Strauss entwickelt, die u. a. von der Chicago School und dem Symbolischen Interaktionismus beeinflusst wurden (vgl. Clarke 2012, S. 23). Die Grounded Theory gibt dabei Hilfestellungen für den Prozess der Theoriebildung aus empirischen Daten, ohne aber ein genaues methodisches Vorgehen zu definieren (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 32 ff.). In der vorliegenden Forschungsarbeit dient die Grounded Theory dazu, den Forschungs- und Erkenntnisprozess zu strukturieren und das Verhältnis von Theorie und Empirie zu bestimmen.

Das Vorgehen ist dabei induktiv¹, und die so entstehende Theorie wird »in enger Verbindung mit Daten entwickelt« (Strauss 1994, S. 31). In der vorliegenden Forschungsarbeit wird die Grounded Theory herangezogen zur Entwicklung einer empirisch basierten Theorie zu den »Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen aus biographischer Perspektive im Übergang aus der stationären Jugendhilfe ins Erwachsenenalter im Kontext von Differenzverhältnissen«. Diese Theoretisierungen zielen also darauf ab, neue Zusammenhänge in Bezug auf die Bedeutung von Normalitätskonstruktionen aus den Daten zu entwickeln: »Unsere Herangehensweise an die qualitative Analyse nennt sich deshalb Grounded Theory, weil ihr Schwerpunkt auf der Generierung einer *Theorie* und auf den *Daten* liegt, in denen diese Theorie gründet« (ebd., S. 50, Herv. i. O.).

Auf die Bedeutung der theoretischen Konzepte, die an die Empirie herangetragen werden, wurde bereits mit dem Verständnis von Forschung als »Ko-Konstruktionen« (Dausien 2004, S. 321) verwiesen (vgl. Kap. 2.1). Ein Kennzeichen der Grounded Theory ist die Art des Einbezugs von theoretischen Konzepten. Dabei wird der Analyseprozess als ein pendelndes Vorgehen beschrieben zwischen den Daten sowie theoretischen und anderen Formen des Kontextwissens (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 45). Unter Kontextwissen werden das persönliche Erleben von Forscher*innen, Forschungserfahrung sowie Fachdiskurse verstanden (vgl. Strauss 1994, S. 48). Mein Standpunkt als Forscherin wird in Kapitel 3.3.1 im Zusammenhang mit dem Prinzip der Reflexivität in der Forschung diskutiert und machttheoretisch erweitert. Die theoretischen Konzepte der Biographietheorie,

1 In den Darstellungen der Grounded Theory wird der Prozess der Erkenntnisgewinnung explizit als induktiv bezeichnet. In den theoretischen Aufarbeitungen und Diskussionen wird allerdings auf das »induktivistische Selbstmissverständnis« (Kelle 1994, S. 341) der Grounded Theory hingewiesen. So kann insbesondere das Vorgehen in Forschungsarbeiten von Strauss als eher abduktiv bezeichnet werden. Dementsprechend zeigen sich in Bezug auf die Theoriebildung und die Rolle von theoretischen Konzepten deutliche Parallelen zu abduktiven Prozessen (vgl. hierzu Fußnote 18) der Erkenntnisgewinnung (vgl. Strübing 2014, S. 52 ff.).

Übergangstheorie, Subjektivierung sowie Intersektionalität dienen dabei als »Sensitizing concepts« (Blumer 1954), die es ermöglichen, in den Daten Blickrichtungen zu entwickeln und damit mögliche Ansatzpunkte für Aufmerksamkeitsfokusse in der empirischen Analyse zu haben (vgl. hierzu vertieft Kap. 2). Dieses Vorgehen unterscheidet sich grundlegend von Verfahren, die lediglich aus theoretischen Konzepten Hypothesen generieren und diese überprüfen. Vielmehr werden tentativ Fragen entwickelt, die an die Empirie herangetragen werden (vgl. Strübing 2014, S. 30).

Ein weiteres Kennzeichen der Grounded Theory sind die Parallelität von Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung sowie die prinzipielle Offenheit zwischen den verschiedenen Arbeitsschritten (vgl. ebd., S. 14 f.). Im Unterschied zu anderen Methodologien führt dies dazu, dass in Bezug auf den gesamten Forschungsprozess zahlreiche Reflexionen und ausgearbeitete Gedanken vorliegen und nicht nur auf die Auswertung der Daten fokussiert wird (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 185). Die Grounded Theory bietet Leitlinien für den Forschungsprozess und verweist explizit darauf, dass diese nicht als starre Regeln zu verstehen sind (vgl. Strauss 1994, S. 32 ff.).

Des Weiteren wird der Forschungsprozess durch ein pendelndes Verfahren zwischen Erhebung und Analyse geprägt. Der Forschungsprozess ist damit also durch ein integratives Vorgehen im Wechselspiel von Theorie und Empirie gekennzeichnet (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 37 ff.).

Im Rahmen der Forschungsarbeit wird auch das Grounded-Theory-Prinzip des »Theoretical Sampling« angewandt. Damit wird das Verfahren bezeichnet, bei dem auf einer analytischen Basis Entscheidungen für die Art der als nächstes zu erhebenden Daten gefällt werden (vgl. Strauss 1994, S. 70 f.). Anders formuliert kann gesagt werden, »dass der Prozess der Datenerhebung durch die sich entwickelnde Theorie *kontrolliert*« (ebd., S. 70, Herv. i. O.) wird. Dabei wird nicht vorab definiert, welche Daten erhoben werden, sondern es werden im Prozess laufend Entscheidungen hierfür getroffen.

Insgesamt lässt die Grounded Theory Spielraum für eine gegenstandsangemessene Anpassung des methodischen Vorgehens und dient in der vorliegenden Forschungsarbeit also insbesondere als Orientierung in der Arbeitsorganisation und dem Verständnis des Verhältnisses von Theorie und Empirie.

3.2 Biographisch-narratives Interview als Erhebungsmethode

Biographie stellt in der vorliegenden Arbeit nicht nur eine bedeutsame theoretische Perspektive dar, sondern es werden Biographien von jungen Menschen, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, zum Gegenstand gemacht. Darüber hinaus wird im vorliegenden Forschungsprojekt, das im Kontext der qualitativ-rekon-

struktiven Forschung verortet ist, auch ein biographischer Forschungsansatz gewählt. Die biographietheoretischen Bezüge, die bereits dargelegt wurden (vgl. Kap. 2.1), sind durch ihre Vielfältigkeit in den Zugängen und Perspektiven geprägt. Damit verbundene biographische Forschungsansätze können ebenfalls als heterogen und vielfältig in Bezug auf ihre damit verbundenen methodischen Zugänge und Perspektiven bezeichnet werden (vgl. Jakob 2010, S. 219 f.). Eine Übersicht über den für die Arbeit gewählten Forschungsansatz wird im Folgenden dargelegt und auch, welches Vorgehen beim biographisch-narrativen Interview herangezogen wurde.

3.2.1 Biographisch-narratives Interview – Theoretische Grundlagen

Rosenthal sieht die Wahl von methodischen Zugängen der Biographieforschung in grundlagentheoretischen Vorannahmen begründet, die die Erforschung von gewissen sozialen Phänomenen im lebensgeschichtlichen Zusammenhang notwendig machen können. So seien soziale Phänomene nur erklärbar, indem sie in ihrer Genese rekonstruiert werden: »Um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sowohl die Perspektiven der Handelnden als auch die *Handlungsabläufe* selbst kennen zu lernen« (Rosenthal 2014, S. 178, Herv. i. O.). Die Entscheidung für einen biographischen Forschungsansatz in der vorliegenden Arbeit ist in dem Interesse begründet, aus einer lebensgeschichtlichen Perspektive etwas über die Prozesse herauszufinden, in denen Normalitätskonstruktionen für Jugendliche und junge Erwachsene, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, relevant werden.

Als Haupterhebungsform von biographieanalytischen Methoden im deutschsprachigen Raum hat sich das biographisch-narrative Interview etabliert, das von Fritz Schütze und seinem Umfeld in den 1970er-Jahren entwickelt wurde (Schütze 1979, 1983). Es basiert auf der Hypothese, dass sich autobiographische Selbstpräsentationen am besten in Erzählungen rekonstruieren lassen. So beruft sich Schütze in der Ausarbeitung der Interviewform auf linguistische und erzähltheoretische Forschungen (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 31).

Ziel narrativer Interviews ist es, Daten zu generieren, die einen Zugang zu den Erfahrungen und Sinnstrukturen von Subjekten ermöglichen, und dabei dem in der qualitativen Forschung vielfach vertretenen Postulat der »Offenheit« zu folgen. Offenheit meint hier den reflektierten Umgang mit dem Erkenntnisinteresse sowie damit verbundenen theoretischen Perspektiven und Annahmen: »[D]arin besteht eine gewisse Paradoxie –, dass Forschende sich um die Explikation und Aufklärung ihrer Erkenntnisvoraussetzungen bemühen, um diese im Forschungsprozess anschließend zu hinterfragen (zu »befremden«, »einzuklammern«), was bei entsprechender selbstbezüglicher Reflexion in Grenzen gelingen mag« (Breuer 2010, S. 40). Die Relevanzsetzungen der Befragten sollen im Zentrum des Erhebungsinteresses stehen. Vom Erkenntnisinteresse her werden mit biographischen Forschungsan-

sätzen in einem Prozess abduktiv² aus dem empirischen Material neue theoretische Modelle und Erklärungsmodelle für soziale Phänomene herausgearbeitet (vgl. Jakob 2010, S. 222 f.). So dienen die theoretisch-methodologischen Perspektiven der Arbeit, die im vorigen Kapitel herausgearbeitet wurden, als Hintergrundfolie. Gleichzeitig fungieren die Relevanzsetzungen der Befragten als Ausgangspunkt für die Analysen.

In biographisch-narrativen Interviews werden die Interviewpartner*innen gebeten, etwas zu ihrer Lebensgeschichte insgesamt zu erzählen oder in Zusammenhang mit einem Thema oder einer gewissen Lebensphase. Dabei soll durch die Interviewenden ein Raum geschaffen werden, der den Interviewpartner*innen ermöglicht, in Narrationen ihre Erfahrungsskapitulationen zu entfalten (vgl. Schütze 1984, S. 78 f.):

»Das autobiographische narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt nur möglich ist. Nicht nur der ›äußerliche‹ Ereignisablauf, sondern auch die ›inneren Reaktionen‹, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern gelangen zur eingehenden Darstellung.« (Schütze 1983, S. 285 f.)

Die Biographieträger*innen werden in der Folge mit ihren Erfahrungen und Deutungen in Bezug auf Ereignisse sichtbar, die sie erlebt haben und zu denen sie sich in Beziehung setzen. Die Verarbeitung und die Deutungsmuster von Interviewten sind dabei der Kern des Interesses. Die hier vorgenommene Unterscheidung zwischen ›äußeren‹ Ereignissen und ihrer ›inneren‹ Verarbeitung wird in der vorliegenden Arbeit mit der Perspektive auf das Konzept der Subjektivierung (vgl. Kap. 2.3) auch in ihren Verbindungen verstanden.

Ziel der Narrationsanalyse sind sogenannte ›Stegreiferzählungen‹, die sich durch eine spontane Rekapitulation der Erfahrungen auszeichnen, ohne vorherige Strukturierung oder Einübung. So soll eine Ausgangslage geschaffen werden, bei der der/die Erzähler*in »keine systematische Ausarbeitung der Erzählthematik vorzunehmen vermochte, die Formulierungen kalkulieren oder gar schriftlich abzikeln und dann für die Präsentation einüben konnte« (Schütze 1987, S. 237).

2 Mit dem Prinzip der »Abduktion«, das auf den pragmatischen Philosophen Charles Sanders Peirce (Peirce 2004) zurückgeht, wird der kreative Geistesblitz von Forscher*innen in das Zentrum des Erkenntnisgewinns gestellt, der angeregt wird durch Überraschendes in den Daten: »Abduktive Anstrengungen suchen nach (neuer) Ordnung, jedoch zielen sie nicht auf die Konstruktion einer beliebigen Ordnung, sondern auf die Findung einer Ordnung, die zu den überraschenden ›Tatsachen‹ passt oder, genauer: die handlungspraktischen Probleme, die sich aus dem Überraschenden ergeben, löst« (Reichert 2000, S. 284).

Die Stegreiferzählungen können dabei zwar durchaus schon einmal in einem anderen Kontext erzählt worden sein, allerdings wird versucht, »während des Erzählvorgangs die Unmittelbarkeit der Darstellung des Erzählers zu seiner Erinnerung und Erlebnisaufschichtung wiederherzustellen« (ebd.). In Bezug auf die befragten jungen Menschen mit Jugendhilfeeindrücken ist anzunehmen, dass sie ihre Geschichten bereits öfters in pädagogischen und therapeutischen Settings erzählt und bearbeitet haben. Hier gilt es zu reflektieren, inwiefern diese dem hier postulierten Anspruch der »Unmittelbarkeit« (ebd.) gerecht werden oder inwiefern hier auch gewisse Erzählungen oder eingeübte Deutungen hervorgebracht werden, die stark von pädagogischen oder therapeutischen Institutionen, verstanden als »Biographiegeneratoren« (vgl. Hahn 2000, S. 100), geprägt sind.

Die von Schütze entwickelte Narrationsanalyse weist zahlreiche erzähltheoretische Bezüge auf. Das Ziel biographisch-narrativer Interviews ist es, insbesondere Erzählungen zu evozieren (vgl. Schütze 1981, S. 132 f.) im Unterschied zu Beschreibungen oder Argumentationen. Die Idee dabei ist, dass sich in Erzählungen von erlebten Erfahrungen die Orientierungsmuster des Handelns rekonstruieren lassen (Schütze 1983). Erzählungen sind die sprachliche Übersetzung der Ergebnisse von Erinnerungsprozessen, die durch narrative Interviews in Gang gesetzt werden (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 32).

Über das Verhältnis von Erzählung und Erfahrungen werden in biographieorientierten Forschungsansätzen kontroverse Debatten geführt. Schütze vertritt die These, dass zwischen der konkreten Struktur der Erzählung und der Struktur der Erfahrungsaufschichtung, welche auf den verschiedenen lebensgeschichtlichen Ereignissen basiert, eine Verbindung bestehe:

»Der lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom wird in erster Linie »analog« durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf wiedergegeben und erst sekundär »digital« durch unterstützende Resymbolisierungen des Erfahrungsablaufs vermittelt abstrakter Kategorien und Prädikate dargestellt, die allgemeine Phasierungsmerkmale zuschreiben.« (Schütze 1984, S. 78 f.)

Diese sogenannte Homologietheorie wurde vielfach kritisiert, wobei insbesondere auf die Gefahren einer einfachen Gleichsetzung zwischen Erzählungen und den konkreten Erfahrungen hingewiesen wurde (Bude 1985; Saake 2006). In dieser Kritik zeigt sich eine Lesart von Schütze, die Erzählungen als das einfache Abbild sozialer Wirklichkeit versteht. Dabei wird teils übersehen, dass Schütze nicht von einem einfachen Abbild der Wirklichkeit spricht, sondern von einer Homologie der Strukturen der Erzählung mit den Strukturen der Erfahrungsaufschichtung (Schütze 1983). Spies unterstreicht, dass Erfahrungen nicht in einem ontologischen Sinne bestehen, sondern nur in »ihrer je gegenwärtigen Repräsentation« (Spies 2010, S. 80), welche dabei auch abhängig sind von gesellschaftlichen Diskursen

oder der Interviewsituation (vgl. ebd.). Rose schlägt vor, eine biographische Erzählung als »Inszenierung« (Rose 2012, S. 234, Herv. i. O.) zu verstehen und damit der doppelten Performativität gerecht zu werden, die sich durch den Anlass des Interviews und die sprachliche Darstellung des Interviews ergibt (vgl. ebd.).

Dies unterstreicht auch die Relevanz des Kontextes, vor deren Hintergrund eine Biographie konstruiert wird. Relevante Kontexte sind dabei mit Bezugnahme auf Dausien, Rothe und Schwendowius (2016, S. 31) die Lebensgeschichte (1), der gesellschaftlich-institutionelle Rahmen und damit verbundene Diskurse (2) sowie die Interviewsituation (3). Diese unterschiedlichen Kontexte haben Einfluss auf die Konstruktion von Biographien und sind für die Analyse relevante Bezugspunkte. Mit der damit einhergehenden Betonung des Konstruktionscharakters von Biographien wird deutlich: Biographien sind nicht einfach als Abbild von Wirklichkeit zu verstehen, sondern als Hervorbringung und Mitgestaltung von sozialer Wirklichkeit.

Bei der Konstruktion von Biographien spielen nach Schütze sogenannte kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens eine Rolle. Diese kognitiven Figuren ordnen die Erfahrungsrekapitulation, auf der die biographische Konstruktion basiert. Schütze konstatiert: »Es ist erstaunlich, in welch hohem Ausmaße die narrative Erfahrungsrekapitulation gerade in ihrem ›Wie‹, d.h. in der formalen Struktur ihrer Darstellungsvollzüge eine systematische Gerechtigkeit und Ordnung aufweist« (Schütze 1984, S. 79). Dieses ›Wie‹ der Erzählung oder deren Ordnungsprinzipien geben Hinweise auf die kognitiven Figuren des Erzählens, und diese helfen bei der autobiographischen Erfahrungsrekapitulation beim Ordnen der »Flut des retrospektiven Erinnerungsstroms« (ebd., S. 80). Folgende kognitive Figuren werden von Schütze differenziert:

- »Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden Beziehung« (Schütze 1984, S. 81, Herv. i. O.),
- »Ereignis- und Erfahrungsverkettung« (ebd., Herv. i. O.),
- »Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten als Bindungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse« (ebd., Herv. i. O.),
- »Gesamtgestalt der Lebensgeschichte« (ebd., Herv. i. O.).

Grundlegend für die kognitiven Figuren der Stegreiferzählung ist die Verbindung zwischen der Struktur, die die Erfahrungsorganisation koordiniert, sowie deren Rekapiulation. Diese Erfahrungsrekapiulationen werden in Stegreiferzählungen evoziert, die unvorbereitet dargeboten werden und in biographisch-narrativen Interviews durch geeignete Erzählimpulse in Gang gebracht werden sollen. Bei der Darstellung des Vorgehens (vgl. Kap. 3.3.5) wird gezeigt, wie die kognitiven Figuren bei der Auswertung der biographisch-narrativen Interviews herangezogen werden.

Mit Bezug zur von Labov und Waletzky (1973) ausgearbeiteten linguistischen Erzählanalyse geht Schütze weiterhin davon aus, »daß die Reihenfolge der narrativen Teilsätze der Erzählung der Reihenfolge der berichteten Ereignisse notwendig entspricht« (Schütze 1977, S. 7). Ausgenommen davon sind »Rahmenschalungen« (ebd.) in Form von konkretisierenden Rück- oder Einblendungen, die diese Chronologie kurzzeitig unterbrechen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Darstellung der Geschichte retrospektiv erfolgt:

»[A]lle Ereignisse werden vom Geschichtenerzähler vom zentralen Gesichtspunkt eines bereits bekannten End- bzw. Zielzustandes her konstruiert und berichtet. Der Geschichtenerzähler ist in der Position eines Historikers, der die zu berichtenden Ereignisse als vergangene überschaut und deshalb auch um ihre jeweiligen Folgen und ihre jeweilige Bedeutsamkeit weiß.« (Schütze 1977, S. 11)

In Bezug auf die Analyse biographisch-narrativer Interviews folgt daraus, dass die Konstruktion der Biographie immer aus der aktuellen Position heraus erfolgt. Damit beeinflusst also die aktuelle Situation in der Gegenwart der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Art, wie sie ihre Biographie konstruieren und wie sie welche Ereignisse in Verbindung zueinander setzen.

Des Weiteren seien Erzähler*innen gezwungen, eigene Relevanzen in der Darstellung der Biographie zu setzen und Kondensierungen vorzunehmen. In der Folge würden Stellen in der Geschichte hervorgehoben und gewichtet, um die erzählende Geschichte in ihrer Gesamtform verständlich zu machen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977, S. 188).

Diese erzähltheoretischen Grundlagen werden als Perspektive in der Auswertung (vgl. ausführlich Kap. 3.3.5) herangezogen. Dabei liegt der Fokus in der Analyse stark auf der Biographie als Konstruktion, die von diskursiven Kontexten beeinflusst wird.

3.2.2 Ablauf der biographisch-narrativen Interviews

Der Ablauf von biographisch-narrativen Interviews wird von der Idee geleitet, die Interaktion zwischen Interviewer*in und Interviewten so zu gestalten, dass die Biograph*innen Raum haben, um ins Erzählen zu kommen. So besteht das narrative Interview aus drei Phasen (vgl. Schütze 1983, S. 285 f.):³ Nach einer Erzählaufforderung folgt in der ersten Phase eine autobiographische Haupterzählung, die mit einer Erzählkoda zum Abschluss gebracht wird. Während der Haupterzählung ist der/die Interviewer*in in der Rolle des/der Zuhörenden. Für die Zuhö-

3 Rosenthal und Fischer sprechen explizit von vier Phasen: Erzählaufforderung, Haupterzählung, erzählgenerierende Nachfragen und Abschluss (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 414).

renden sind sogenannte parasprachliche Signale relevant, die Interesse markieren oder, wenn das Interview ins Stocken gerät, motivieren weiterzuerzählen. Weiterhin macht sich der/die Interviewer*in während der Haupterzählung Notizen, um Aspekte festzuhalten, die er/sie später noch vertiefen wird (vgl. Rosenthal 2014, S. 160). Ziel des ersten Teiles ist es, möglichst lange Erzählungen zu generieren und einen Einblick in die Relevanzsetzungen und Zusammenhänge aus der Perspektive der Biograph*innen zu bekommen.

In der zweiten Phase finden Nachfragen zu ausgewählten Teilen der Haupterzählung statt: »an Stellen der Abschneidung weiterer, thematisch querliegender Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzähldukts wegen vermeintlicher Unwichtigkeit, an Stellen mangelnder Plausibilisierung und abstrahierender Vagheit [...] sowie an Stellen der für den Informanten selbst bestehenden Undurchsichtigkeit des Ereignisgangs« (Schütze 1983, S. 285). Ziel der zweiten Phase ist es, möglichst Narrationen zu generieren (vgl. ebd.). Dabei können bspw. gewisse Lebensphasen nochmals angesteuert oder bestimmte Ereignisse vertieft werden. Vom Stil der Fragen sollten diese möglichst offen formuliert sein und gleichsam nicht zu Rechtfertigungen der Interviewten führen. Bei Themen, die möglicherweise belastend sind, können die Fragen im Konjunktiv formuliert werden (»Könnten Sie vielleicht noch...?«). In der Reihenfolge der Fragen im zweiten Teil sollte möglichst eine Orientierung an der Reihenfolge ihrer Präsentation durch die Erzähler*innen stattfinden (vgl. Rosenthal 2014, S. 162).

In der abschließenden dritten Phase werden Fragen gestellt, die im Zusammenhang mit dem Forschungsvorhaben stehen und also exmanent über das bereits Erzählte hinausweisen können. Dabei können auch eher abstrahierende Beschreibungen oder Argumentationen der Biograph*innen hervorgehoben werden, die am »Beschreibungs- und Theoriepotential« (Schütze 1983, S. 285) der Biograph*innen ansetzen.

Gabriele Rosenthal unterstreicht zusätzlich noch die Bedeutung des Abschlusses des Interviews und verweist auf die Notwendigkeit, nicht bei belastenden Themen stehenzubleiben. Hier schlägt sie vor, gemeinsam »sichere Orte« der Biographie anzusteuern oder auch gezielt nach schönen Erlebnissen zu fragen (vgl. Rosenthal 2014, S. 164 f.).

Grundsätzlich knüpft das biographisch-narrative Interview an Erfahrungen der Alltagskommunikation an und hat als Erzählung die Funktion, Gesprächspartner*innen an Konstellationen erlebter Wirklichkeit teilhaben zu lassen. Dabei spielen die Interviewer*innen insofern eine Rolle, als dass sie einen Einfluss darauf haben, welche Informationen sie benötigen, um die Geschichte verstehen zu können (vgl. Schütze 1977, S. 7 f.). Daraus folgt für die Durchführung narrativer Interviews, dass die Interaktion zwischen Forscher*innen und Interviewten zentral ist für die Konstruktion der Geschichte, da hier die Forscher*innen als Adressat*innen der Geschichte mitbestimmen, auf welche Art eine Geschichte

konstruiert wird und mit welchen Informationen diese versehen wird in der Imagination, dass diese für das Verstehen der Geschichte relevant sind. Dies wird im folgenden Teil in der Darstellung des Forschungsprozesses noch stärker vertieft und reflektiert.

3.3 Darstellung des Forschungsprozesses

Die bisherigen Ausführungen waren eher von meinen methodologischen sowie methodischen Prämissen geprägt. Im Folgenden wird nun der konkrete Forschungsprozess dargestellt und diskutiert. Prägend für den Forschungsprozess war das zyklische Vorgehen der Grounded Theory (vgl. Strauss/Corbin 1996; Strübing 2014), das als methodologische Grundlage und zur Organisation des Auswertungsprozesses herangezogen wird. In der Folge sind Datenerhebung, Datenauswertung sowie Theoretisierungen miteinander verwoben, und es fallen im Prozess des Forschens zahlreiche Entscheidungen an, z. B. welche Daten als nächstes erhoben werden. Dies führt zu komplexen Prozessen auch zwischen theoretischer und empirischer Beschäftigung, die hier nicht in Gänze abbildbar sind. Vielmehr werden im Folgenden Teile und Aspekte des vorliegenden Forschungsprozesses dargestellt, die für die Nachvollziehbarkeit der Arbeit relevant erscheinen.

In der Darstellung des Prozesses habe ich mich an anderen qualitativen biographischen Studien orientiert (vgl. bspw. Spies 2010; Schwendowius 2015). In Bezug auf den Forschungsprozess gehe ich auf die Notwendigkeit von Reflexivität im Forschungsprozess ein und wie dieser Anspruch in der Arbeit umgesetzt wird (vgl. Kap. 3.3.1). Hierzu diskutiere ich Fragen, die sich auf der Grundlage des theoretischen Hintergrunds der Arbeit stellten, und Überlegungen, die sich vor dem Hintergrund der konkreten Erfahrungen in der Forschungspraxis ergaben.

Die weiteren Teilkapitel ergeben sich aus den unterschiedlichen Tätigkeiten im Forschungsprozess. Hierzu werden die verschiedenen Arbeitsschritte des Forschungsprozesses getrennt dargestellt, die aber in der konkreten Forschungspraxis parallel verliefen und sich zyklisch wiederholten. So gehe ich zunächst auf die Gestaltung des Feldzugangs und des Samplings ein (vgl. Kap. 3.3.2), stelle meine Erfahrungen mit der Durchführung der Interviews vor (vgl. Kap. 3.3.3), beschreibe und diskutiere die Überlegungen zur Transkription und Anonymisierung der Daten (vgl. Kap. 3.3.4) und gehe zuletzt auf die Auswertung der biographisch-narrativen Interviews ein (vgl. Kap. 3.3.5).

3.3.1 Reflexivität in der Forschung

Für rekonstruktive qualitative sozialwissenschaftliche Forschung ist der Anspruch der Reflexivität zentral, da die damit verbundene Erkenntnis grundsätzlich von der Standortgebundenheit und Perspektive der Forschenden abhängt. So wird die Subjektivität der Forscher*innen insofern produktiv zur Erkenntnisgewinnung verstanden, als »dass die Reflexivität des Forschers über sein Handeln und seine Wahrnehmungen im untersuchten Feld als ein wesentlicher Teil der Erkenntnis und nicht als eine zu kontrollierende bzw. auszuschaltende Störquelle verstanden wird« (Flick/von Kardorff/Steinke 2004, S. 23). In praktizierter Reflexivität sieht von Unger (2014, S. 24) neben deren Bedeutung für die Qualität von Forschungsergebnissen auch ein Potenzial zur Lösung forschungsethischer Probleme. Forschungsethische Fragen betreffen dabei insbesondere die Gestaltung der Beziehung zwischen Forscher*innen und Interviewpartner*innen (vgl. ebd.).

Hinsichtlich der Gegenstandskonstitution hat bereits Blumer (2004/1969) auf die Notwendigkeit eines reflexiven Umgangs mit den Bildern und Vorannahmen von Forschenden über ihren Untersuchungsgegenstand verwiesen. So wird aus der Perspektive des Symbolischen Interaktionismus davon ausgegangen, dass soziale Wirklichkeit interaktiv und kommunikativ hergestellt wird (vgl. hierzu ausführlich Kap. 2.1.1). Die Prämissen von Forscher*innen bestimmen dabei ihr Bild der empirischen Welt und haben einen Einfluss auf die Untersuchung: »Die unumgängliche Aufgabe echten methodologischen Vorgehens ist es, diese Prämissen zu bestimmen und einzuschätzen« (Blumer 2004/1969, S. 347). Die Prämissen stehen in Verbindung mit Konzepten, Alltagsvorstellungen und Anschauungen der Forscher*innen und stellen bei Unkenntnis des Feldes oftmals eher Stereotypen des Forschungsfeldes dar (vgl. ebd., S. 358 f.). Eine zweite Quelle von Bildern über die zu untersuchende empirische Welt entspringt den Bezugstheorien von Sozialwissenschaftler*innen (vgl. ebd.). Ein reflexiver Umgang und ein Offenlegen dieser Vorstellungen der Forscher*innen über ihren Forschungsgegenstand sind daher ebenso notwendig wie letztendlich das Einlassen auf die empirische Welt und eine Orientierung an deren Logik (vgl. ebd., S. 362 f.).

Die im Interpretationsprozess der Forscher*innen entstehenden Konstruktionen werden von Schütz oder in Anschluss an ihn in dieser sozialkonstruktivistischen Perspektive als »Konstruktionen zweiten Grades« (Schütz 1971, S. 6) bezeichnet. Diese Konstruktionen der Forscher*innen sind das Ergebnis ihrer Interpretationen der »Konstruktionen, die im Sozialfeld von Handelnden gebildet werden« (ebd.). Die Konstruktionen ersten Grades der Forschungssubjekte stellen dabei wiederum deren Interpretationen dar, die ihr Handeln leiten. Der Vorgang der forschenden Interpretation ist damit eine Rekonstruktion der Konstruktionen der Forschungssubjekte mit dem Ziel, diese in eine Theoretisierung zu überführen. Wissenschaftliche Rekonstruktionen sind dabei immer nur in der Lage, interpre-

tativ den Sinn zu rekonstruieren – das Ergebnis der Rekonstruktion schafft auch wiederum Konstruktionen von Wirklichkeit, die auf unterschiedliche Art und Weise interpretativ angeeignet werden können. In diesem Verständnis von Forschung ist Reflexivität ein zentraler Bestandteil des Erkenntnisprozesses, um nachvollziehbar zu machen, auf welche Art und Weise im Forschungsprozess Sinn interpretativ hergestellt wird. Hieraus kann auch hinsichtlich forschungsethischer Fragen die Notwendigkeit abgeleitet werden, zu reflektieren, welche Konstruktionen von Wirklichkeit durch die Forschung hervorgebracht werden und mit welchen Folgen dies verbunden sein kann. So gilt es zu prüfen, inwiefern die eigenen Ergebnisdarstellungen vor dem Hintergrund von dominanten Diskursen zu nicht intendierten Lesarten in der Rezeption führen können und so bspw. stereotype Vorstellungen (re-)produziert werden.

Im methodologischen Teil meiner Arbeit im Zusammenhang mit der Ausarbeitung der Heuristik (vgl. Kap. 2) habe ich meine theoretischen Perspektiven dargelegt und diskutiert, welche spezifischen Perspektiven damit jeweils verbunden sind. Hierbei wurde in Bezug auf den Ansatz der Intersektionalität (vgl. Kap. 2.4) auf die Notwendigkeit verwiesen, mit einer dekonstruierenden Haltung Ontologisierungen von Differenzen in der Forschung kritisch zu hinterfragen. Im Forschungsprozess werden in Bezug auf den untersuchten Gegenstand Kategorisierungen und Differenzkonstruktionen vorgenommen: Ich hebe gewisse Differenzkonstruktionen hervor, andere bleiben de-thematisiert oder werden nicht wahrgenommen. Auch dies macht eine selbstreflexive Beschäftigung mit den Differenzbeziehungen und dem Umgang mit Kategorisierungen in der Forschung nötig. Somit wird deutlich, dass auch aus dieser ungleichheitstheoretischen Denktradition auf die Notwendigkeit von Reflexivität in der Forschung hingewiesen wird. Dieser Aspekt wird nun noch vertieft mit feministischen und postkolonialen Theoriebezügen und in Bezug gesetzt zu Differenzsetzungen und Normalitätskonstruktionen im Forschungsprozess.

(Re-)Produktionen von Differenzen und Normalität im Forschungsprozess – Feministische und postkoloniale Positionen

Mit meinem Forschungsanliegen, Normalitätskonstruktionen in Differenzverhältnissen zu untersuchen, geht auch die Frage einher, welche Herausforderungen sich für die forschende und wissenschaftliche Beschäftigung mit Differenzverhältnissen ergeben. Hier haben Vertreter*innen feministischer Wissenschaftskritik (vgl. bspw. Haraway 1988; Harding 1993; Haraway 1995; Harding 1995) und postkoloniale Theoretiker*innen (vgl. bspw. Said 1978; Spivak 1988, 1999) zentrale Impulse gegeben für die Kritik an einem Wissenschaftsverständnis, das aus einer scheinbar objektiven und neutralen Position heraus maßgeblich an der Reproduktion von Differenz- und Machtverhältnissen beteiligt ist. Denn durch die Produktion von

Wissen werden Normalitätsordnungen hergestellt, reproduziert oder auch infrage gestellt und verschoben.

Der Standpunkt der Forscher*innen und die daraus resultierende Perspektivität spielen bei der Konstruktion des Forschungsgegenstandes eine zentrale Rolle: »That is, the class, race, culture, and gender assumptions, beliefs, and behaviors of the researcher her/himself must be placed within the frame of the picture she/he attempts to paint« (Harding 1993, S. 9). Damit einher geht ein Verständnis von Wissen, das immer nur als situiert verstanden werden kann und als eingebunden in Macht- und Herrschaftsverhältnisse. In Bezug auf feministische Forschung konstatiert Donna Haraway: »Feminist objectivity means quite simply situated knowledges« (1988, S. 581). Dies gilt für Forschung generell. Um die Bedeutung der Situietheit des eigenen Wissens in den Forschungsprozess einbeziehen zu können, folgt die Notwendigkeit einer reflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung.

Auch Edward Said (1978), ein bedeutsamer postkolonialer Theoretiker, hat in seinen Studien zum *Orientalism* herausgearbeitet, wie in wissenschaftlichen Institutionen des sogenannten »Westens« Wissen über kolonisierte Gesellschaften produziert wird, das imperialistisch geprägt ist und die Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse legitimiert. Damit verbunden ist die hierarchische Konstruktion eines westlichen »Wir«, das als dominante Kultur der Gruppe der »Anderen« bipolar gegenübersteht (vgl. Said 1978, S. 1 ff.). Damit wird deutlich, wie Wissenschaft hegemoniale Wissensdiskurse herstellt. Orient und Okzident sind nicht einfach da, sondern sind menschliche Konstruktionen, die als Gegenbilder gegenübergestellt werden und dabei Ausdruck von Herrschaftsverhältnissen sind:

»To believe that the Orient was created – or, as I call it, »Orientalized« – and to believe that such things happen simply as a necessity of the imagination, is to be disingenuous. The relationship between Occident and Orient is a relationship of power, of domination, of varying degrees of a complex hegemony.« (Said 1978, S. 5)

Gayatri C. Spivak hat sich in ihren Arbeiten u. a. damit beschäftigt, wie postkoloniale Subjekte hergestellt werden, und hat in diesem Zusammenhang den Begriff des Othering geprägt. Diese Praxis des Othering wird von Castro Varela und Dhawan mit »Differentmachen« (Castro Varela/Dhawan 2015, S. 164) übersetzt und als Praxis, die den Kolonialismus und die damit verbundene westliche Hegemonie als soziale Mission legitimiert, bezeichnet (vgl. ebd.). Mit dem Anderen wird das Eigene legitimiert und auch Normalität definiert:

»Das entscheidende Moment von Othering liegt darin, dass in einer wirkmächtigen Verschränkung und im Zusammenspiel von hegemonialen alltäglichen, fachlichen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen und Bildern, mit Mitteln der Zuschreibung, Essentialisierung und Repräsentation, eine bestimmte Gruppe erst

als solche, dann als Andere diskursiv hervorgebracht und identitär festgeschrieben wird.« (Riegel 2016a, S. 52)

Wissenschaft ist in die Reproduktion von hegemonialen Diskursen involviert, und es werden Andere in Forschungen und Fachdiskursen produziert und Identitäten wie z. B. ›Care Leaver‹ hervorgebracht. In Bezug auf die vorliegende Arbeit stellt sich zum einen die Frage, wie in der Sozialen Arbeit und in der Kinder- und Jugendhilfe Adressat*innen hervorgebracht werden, und zum anderen, wie auch in dieser Forschungsarbeit über Adressat*innen der Kinder- und Jugendhilfe diese auf eine bestimmte Art konstruiert werden.

Zu Herausforderungen von Reflexivität im konkreten Forschungsprozess

Um dem hier deutlich werdenden Anspruch der Reflexivität gerecht zu werden und um meine eigene Standortgebundenheit zu hinterfragen und damit reflektierend umzugehen, besuchte ich über den gesamten Forschungsprozess Forschungswerkstätten und Auswertungsgruppen. In den Theoriediskursen zu Forschungswerkstätten wird auf die Möglichkeit verwiesen, in der gemeinsamen Forschungspraxis auf erkenntnistheoretischer und methodologischer Ebene Reflexionen durchführen zu können (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 49). Eine Idee von Forschungswerkstätten ist es, andere Deutungen und Situiertheiten in die Interpretation einzubeziehen und damit auch »class, race, culture, and gender assumptions« (Harding 1993, S. 9) infrage zu stellen bzw. diese dadurch bewusster zu machen. Dausien sieht in Forschungswerkstätten Orte, in denen explizit Reflexivität eingeübt werden kann in Bezug darauf, wie Methoden, Perspektiven sowie Vorannahmen den Gegenstand mitkonstituieren (vgl. Dausien 2007). Eng verbunden damit ist also die gemeinsame forschende Praxis, in der im gemeinsamen Auswerten die Tätigkeit des Interpretierens erlernt werden kann. Zentral hierbei ist auch das Diversifizieren von Lesarten (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 261).

Den Raum von Forschungswerkstätten habe ich zu verschiedenen Zeitpunkten im Forschungsprozess genutzt. Dort konnte ich in unterschiedlichen Gruppenzusammensetzungen Materialstellen oder meine Interpretationen diskutieren. Hierbei wurden zum Teil vielfältige Lesarten entwickelt und meine Interpretationen und Perspektiven irritiert und erweitert. Im Vergleich der unterschiedlichen Forschungswerkstatteerfahrungen wurde aber auch deutlich, dass in diesen Interpretationsräumen zahlreiche Dynamiken und Machtordnungen bestehen, die einen Einfluss darauf haben, wie darin gemeinsam interpretiert werden kann. Dies zeigt sich z. B. daran, welche Lesarten aufgegriffen bzw. wieder verworfen werden oder auch welche Lesarten in diesem Raum überhaupt explizierbar erscheinen. Hier spielen auch die Hierarchien und der Status im Wissenschaftssystem eine Rolle und die damit verbundene ›Sprecher*innenposition‹ (vgl. Butler 2006,

S. 78 f.). Eine andere relevante Dimension ist dabei die jeweilige Positionierung der Teilnehmer*innen in klassistischen, rassistischen, sexistischen oder ableistischen Ordnungen, mit denen unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven einhergehen. Darüber hinaus schien es im Rahmen meiner Forschung bedeutsam zu sein, ob und welche Erfahrungen mit Institutionen wie der Jugendhilfe oder der Psychiatrie bei einzelnen Personen in den Forschungswerkstätten vorhanden waren. Sowohl Erfahrungen von Privilegierung als auch von Ausgrenzung können dabei Lesarten nahelegen oder auch verhindern.

Die unterschiedlichen Positionierungen in Forschungswerkstätten und damit verbundene Erfahrungen mit meinem Forschungsgegenstand gingen einher mit unterschiedlicher Verletzbarkeit in Bezug auf die gemeinsame Praxis des Interpretierens. So schien es mir im gemeinsamen Auswertungsprozess, dass eigene Erfahrungen von Ausgrenzung oder bspw. Unterwerfung durch Institutionen und damit verbundene Verletzungen möglicherweise nicht artikuliert werden, da damit auch Scham verbunden sein kann. Insgesamt ist mit akademischen Räumen nach wie vor eine Dominanz von privilegierten Positionierungen und damit einhergehenden Perspektiven verbunden, die insbesondere durch Klassenverhältnisse, verwoben mit rassistischen, ableistischen und geschlechterbezogenen Verhältnissen, geprägt sind.

In meinem eigenen Nachdenken über das Material sowie in der Kommunikation in den Forschungswerkstätten und anderen akademischen Kontexten hat sich dokumentiert, dass junge Menschen mit Jugendhilfee Erfahrungen als Andere konstruiert werden. Dabei wird scheinbar selbstverständlich davon ausgegangen, dass sie, außer als ›Forschungsgegenstand‹, im akademisch geprägten Raum nicht anwesend sind. Auch in akademischen Kontexten, in denen ich Aspekte meiner Dissertation präsentiert habe, wurde mir bewusst, dass ich ein Sprechen (re-)produzierte, in dem die Adressat*innen von Jugendhilfe und ihre Erfahrungen nicht mit den Erfahrungen einer akademisch geprägten Zielgruppe meiner Präsentationen deckungsgleich sind. Als Effekt davon beobachte ich eine Praxis der Abgrenzung von den Interviewten und ein Reden über stationäre Jugendhilfee Erfahrungen als die Erfahrung von ›Anderen‹, also als ein »Differentmachen« (Castro Varela/Dhawan 2015, S. 164). Die damit einhergehende Perspektive auf die Jugendlichen und jungen Erwachsenen wird auch im Fall von Nazar Sautin (vgl. Kap. 7) in Bezug auf meine Bilder der Zielgruppe der Forschungsarbeit diskutiert. Diese Beobachtung scheint mir insofern bedeutsam, als darin deutlich wird, mit welchen Normalitätskonstruktionen hier in akademischen Diskursen, aber auch in Fachdiskursen der Kinder- und Jugendhilfe über die Adressat*innen nachgedacht wird. Trotz meines Anspruchs, subjektorientiert zu forschen und dabei einen dekonstruierenden Umgang mit Normalitätsvorstellungen einzunehmen, oder wie in Fachdiskursen der Sozialen Arbeit proklamiert wird, ressourcenorientiert zu denken (vgl. Thiersch 2005; 2009), zeigt sich dabei eine defizitorientierte Perspektive auf sogenannte

Care Leaver, mit der diese selbstverständlich außerhalb von akademischen Kreisen positioniert werden. Auch in Bezug auf andere Differenzverhältnisse, die in den Daten relevant werden, wie bspw. Rassismus, Ableismus oder Heteronormativität, stellt sich die Frage, welche Perspektiven hier von mir und in akademisch geprägten Räumen dominant sind und welche Bilder und Perspektiven (re-)produziert werden.

Wie deutlich wird, erfolgen die reflexive Auseinandersetzung mit dem Material sowie der gesamte Forschungsprozess nicht in einem macht- und herrschaftsfreien Raum. Als Konsequenz daraus versuche ich kenntlich zu machen, von welchem Standpunkt aus ich als Forscherin diese Untersuchung durchführe, und die damit verbundenen Folgen zu reflektieren. Die Forschungsarbeit und die damit zusammenhängenden Perspektiven sind, wie bereits mehrfach deutlich wurde, eng mit meiner Positionierung in gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen verbunden. Dabei bin ich als Weiße⁴ akademische Frau, die in Deutschland als Mehrheitsangehörige sozialisiert wurde und in der Schweiz forscht und arbeitet, in vielerlei Hinsicht in einer privilegierten Positionierung. In Bezug auf Gender und damit verbundene Körper- und Begehrensnormen ist diese Mehrheitspositionierung brüchig. In den Interaktionen mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen scheint auf der Ebene des Ausgesprochenen insbesondere relevant, dass ich als »Deutsche in der Schweiz« und in meiner beruflichen Rolle als Forscherin im Bereich der Sozialen Arbeit wahrgenommen werde. Aufgrund meiner Sprache werde ich als nicht selbstverständlich über den Schweizer Kontext informierte und zugehörige Person wahrgenommen. Dies führt dazu, dass mir teilweise das Schulsystem oder Orte ausführlich geschildert werden, da die Interviewten sich nicht sicher sind, inwiefern mir das bekannt ist. Mit dem Thema Übergänge aus der stationären Jugendhilfe habe ich selbst biographisch keine Berührungspunkte, sondern setze mich damit forschend auseinander. Die konkreten Interaktionen mit den Interviewten werden in Kapitel 3.3.3 noch vertiefend dargestellt. Insgesamt ist anzunehmen, dass ich in den Interaktionen mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen als Repräsentantin einer privilegierten Perspektive gelesen werde.

Erst im Rahmen der Reflexionen von Diskussionen im Rahmen von Forschungswerkstätten rund um Vorstellungen und Konzepte von Familie wurde mir bewusst, dass mein Aufwachsen in einer Familie mit Perspektiven einhergeht bezüglich des Aufwachsens in der stationären Jugendhilfe. Zuvor hatte sich die Reflexion meiner Positionierung stark auf Gender, Race und Class beschränkt. Diese Verhältnisse hängen zwar auch eng mit Familienverhältnissen zusammen. Das Aufwachsen in einer Familie (im Gegensatz zum (temporären) Aufwachsen

4 Mit der Großschreibung von »Weiß« verweise ich auf die damit verbundene soziale Konstruktion. Hiermit verbunden sind Praxen der Differenzherstellung und gesellschaftliche Ordnungen und Normalitätsvorstellungen, die Weiß positionierte Personen privilegieren.

in öffentlicher Verantwortung der untersuchten Jugendlichen) ist hingegen auch mit zahlreichen Privilegien und selbstverständlichen Normalitäten verbunden. Diese darin deutlich werdende Selbstverständlichkeit einer Kindheit und Jugend im Familienkontext macht sichtbar, wie hegemonial hier Normalitätsvorstellungen gesetzt sind. Diese sind dabei aus meiner in dieser Hinsicht privilegierten Perspektive nicht ohne Weiteres der Reflexion zugänglich. Darin eingelagert ist auch ein undifferenziertes Reden in hegemonialen Diskursen über Familie, das auf Vorstellungen einer Normalfamilie rekurriert, die implizit als bürgerlich, weiß, heterosexuell, sesshaft, gesund und leistungsfähig konzeptualisiert wird. Diese hegemonialen Diskurse werden zum Teil auch in meinen Auswertungen reproduziert, wenn ich bspw. unkommentiert den Begriff der ›Familie‹ benutze und meine diesbezüglichen Normalvorstellungen reproduziere.

Als Konsequenz dieser ›Situiertheit‹ (vgl. Haraway 1988, S. 581) meiner Wissensbestände habe ich in den Interpretationstexten versucht, kenntlich zu machen, an welchen Stellen möglicherweise meine Positionierung erst gewisse Erzählungen hervorgebracht hat. Dies hat mit den Interaktionen mit den Interviewten zu tun. Ebenso habe ich dies an Punkten in den Interpretationen markiert. Da aber meine Perspektive und meine Normalitätsvorstellungen in vielen Punkten gerade erst durch ihre Selbstverständlichkeit und die darin sichtbar werdende Norm ihre Macht entfalten, sind diese auch nicht ohne Weiteres reflexiv zugänglich. So ist das Markieren meines positionierten Sprechens und Schreibens auch mit Grenzen verbunden.

Neben der starken Fokussierung auf Grenzen, die mit der vorliegenden Forschung in Macht- und Ungleichheitsverhältnissen verbunden sind, habe ich versucht, Konsequenzen daraus für die Darstellung abzuleiten. Einmal ist daraus eine Beschäftigung mit der Frage entstanden, als ›was‹ im Sinne von ›mit welcher Gruppenkonstruktion‹ ich die untersuchten Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der schreibenden und forschenden Beschäftigung bezeichne. So ist es in der Kinder- und Jugendhilfeforschung üblich, junge Erwachsene, die eine gewisse Zeit in der stationären Jugendhilfe gelebt haben und im Übergang ins Erwachsenenalter sind, als ›Care Leaver‹ zu bezeichnen (vgl. Kap. 1.2 zur Einführung in die theoretischen Debatten zu Care Leavern). Begründungen für die Konstruktion der Care Leaver als eine Gruppe werden dabei argumentativ in der Regel so eingeführt, dass durch diese Gruppenkonstruktion auf deren Benachteiligung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe aufmerksam gemacht werden kann und sie mit ähnlichen Herausforderungen konfrontiert sind. So wird in den Forschungen z. B. auf deren Bildungsbenachteiligung, das hohe Armutsrisiko, die Gefahr, obdachlos zu werden, oder auch höhere gesundheitliche Belastungen verwiesen (vgl. bspw. Dixon et al. 2004; Mendes/Snow 2016a). In dieser Konstruktion der Gruppe der Care Leaver und damit verbundenen Forschungen, die auf deren ›poor outcome‹ im Vergleich zu ihren Peers fokussieren, liegt die Gefahr, dass das darin hervorgehobene ›Schei-

tern« in Bereichen der gesellschaftlichen Teilhabe in der Rezeption der Ergebnisse schnell als ein individuelles Problem der Personen gedeutet wird. Außerdem ist damit auch eine Homogenisierung der unterschiedlichen Erfahrungen, gesellschaftlichen Positionierungen und Umgangsstrategien von jungen Erwachsenen, die als Care Leaver bezeichnet werden, verbunden. In der Folge werden potenziell andere Differenzkonstruktionen de-thematisiert und unter den gemeinsamen Jugendhilfeeindrücken subsumiert.

Um Anschluss an die vielfältigen Diskurse über Care Leaver herzustellen, bezeichne ich in der vorliegenden Forschung die befragten jungen Menschen teilweise als Care Leaver. Gleichzeitig habe ich auch der Logik der empirischen Daten folgend andere Differenzkonstruktionen und deren intersektionale Überschneidungen ins Zentrum gerückt, die sich in den konkreten Biographien als relevant zeigen und mit denen andere Bezeichnungen verbunden sind, die sie als Subjekte sichtbar machen. Durch diese unterschiedliche Benennungspraxis der Biograph*innen durch mich als Forscherin soll verhindert werden, dass die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausschließlich als Repräsentant*innen der Gruppe der Care Leaver gelesen werden. Diese Überlegungen zur Bezeichnungspraxis sind auch auf andere Differenzverhältnisse übertragbar und schließen dabei an Überlegungen an, die bereits im Zusammenhang mit der Darstellung der postkolonialen Perspektiven (in Bezug auf die Konstruktion von Anderen) beschrieben wurden. Weiterhin liegt mein Fokus hinsichtlich der Ergebnisse stark auf den institutionellen und strukturellen Barrieren, die in den Daten deutlich werden. Damit einher geht die Intention, mit der Forschung nicht Wissen über Care Leaver zu generieren, sondern vielmehr einen Beitrag zu leisten zum Abbau von unterwerfenden Praxen der stationären Jugendhilfe, die die Handlungsfähigkeit ihrer Adressat*innen einschränken. Gleichzeitig ist aber auch relevant, wie die jungen Erwachsenen mit den Voraussetzungen umgehen und welche Handlungsperspektiven sie entwickeln. Trotz dieser Überlegungen bleibt die forschende Beschäftigung mit dem Thema ambivalent.

Ambivalenzen von narrativen Interviews zwischen Ermöglichung und Zwang

Es hat sich im Laufe der Erhebungsphasen gezeigt, dass die Erhebungsmethode der biographischen Interviews für die Untersuchung von Normalitätskonstruktionen von Jugendlichen mit Heimerfahrungen, neben all den damit verbundenen Chancen und Möglichkeiten (vgl. Kap. 3.2), auch ambivalente Aspekte aufweist. Biographische Interviews – so die Argumentationen in der Methodenliteratur (vgl. Rosenthal 2014, S. 151 f.) – würden Möglichkeiten eröffnen, die eigene Perspektive zu explizieren. Hierüber bekommen die Befragten einen Raum, in dem die eigenen Schwerpunktsetzungen vorgenommen werden können und auch eine reflexive Selbstvergewisserung durch die biographische Konstruktion stattfinden kann. Ein

weiteres Argument, das dabei angeführt wird, ist, dass mit der Entfaltung einer Biographie die Gelegenheit verbunden sei, sich reflexiv mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen. So definiert Fritz Schütze das narrative Interview folgendermaßen:

»Das narrative Interview ist ein sozialwissenschaftliches Erhebungsverfahren, welches den Informanten zu einer umfassenden und detaillierten Stegreiferzählung persönlicher Ereignisverwicklungen und entsprechender Erlebnisse im vorgegebenen Themenbereich veranlaßt.« (Schütze 1987, S. 49)

Hierbei wird deutlich, dass davon ausgegangen wird, dass das erzählende Subjekt einen Rahmen vorfindet, in welchem es sich präsentieren kann mit der je individuellen Lebensgeschichte. Weitergehend wird darin auch die potenzielle Gelegenheit gesehen, sich wieder an vergessene Ereignisse zu erinnern. In deren Folge können durch die selbstreflexive Beschäftigung auch heilsame Prozesse angestoßen werden (vgl. Küsters 2009, S. 180).⁵

Mit dem Argument, dass biographische Interviews ein Raum für selbstreflexive oder auch heilende Prozesse seien, habe ich mich im Laufe meiner Interviewerfahrungen kritisch auseinandergesetzt. Einerseits wurde mehrfach deutlich, dass die Untersuchungsgruppe nicht das erste Mal die Gelegenheit hatte, die eigene Geschichte zu erzählen. Die Beschäftigung mit der eigenen Geschichte wird in den Angeboten der stationären Jugendhilfe in unterschiedlichen Formen mittels Biographiearbeit praktiziert (vgl. bspw. Lattschar/Wiemann 2018). So wird in den Analysen deutlich, dass gewisse Lesarten der eigenen Geschichte von pädagogischen Deutungen durchdrungen sind und vermutlich in der pädagogischen Bearbeitung der Geschichte entstanden sind. Andererseits verfügt ein Teil der befragten Jugendlichen über Therapieerfahrungen, und auch dort spielen das Erzählen der eigenen Geschichte und eine reflexive Auseinandersetzung unter therapeutischer Perspektive eine Rolle. So wird bspw. in den biographischen Erzählungen die Bezugnahme auf Störungsbilder als Erklärung von Erfahrungen sichtbar, die darauf hindeuten, dass sie ihre Geschichte schon mehrmals erzählt und sich mit Expert*innen reflexiv damit beschäftigt haben.

Weiterhin berichteten die Interviewten auch davon, dass sie zum Teil schon mehrmals im Rahmen von Forschungsprojekten oder auch Abschlussarbeiten von Studierenden zu ihren Geschichten befragt worden waren. Insbesondere im Interview mit Marion Simoncelli (vgl. Interview E13) zeigte sich Widerstand gegen das

5 Es gibt dabei aber auch Positionen, die auf die Gefahr der Retraumatisierung hinweisen durch biographische Interviews, die durch das Zurückerinnern an potenziell traumatisierende Erlebnisse von z. B. körperlicher, psychischer oder sexualisierter Gewalt provoziert werden können (vgl. Rosenthal et al. 2006, S. 195).

Forschungsprojekt und die Form der Befragung. Die Biograph*in kam nicht ins Erzählen, und es schien so, dass sie die Fragen schnell beantwortete, ohne sich darauf einzulassen. Nachdem ich am Ende des Interviews das Aufnahmegerät abgestellt hatte, wurde von der jungen Frau die Sinnhaftigkeit derartiger Interviews, die sie schon oft erlebt hätte, infrage gestellt. So hob sie hervor, dass sie sich mit der Aufforderung, in ihre Vergangenheit zu schauen, immer problemorientiert adressiert fühle. Hiermit wäre aus ihrer Sicht die Gefahr verbunden, zum einen immer wieder zurückschauen zu müssen in einen Bereich ihres Lebens, den sie mehrfach erzählt und zum anderen auch pädagogisch bearbeitet hätte. Aus ihrer Sicht brächte diese Aufforderung zurückzuschauen für sie aktuell nichts mehr. Sie äußerte vielmehr den Wunsch nach Projekten, die sich für ihre Zukunftsperspektiven interessieren und mit ihren Visionen oder Wünschen beschäftigen.

Diese Rückmeldung knüpfte insofern an meine Erfahrungen mit anderen Interviews an, als ich zum Teil den Eindruck hatte, dass die Biograph*innen im Erzählen und Erinnern an Teile ihrer Geschichte kamen, die sehr schmerzhaft waren. Verbunden mit dem Interview scheint die Aufforderung zu sein, sich zu der Adressierung als Andere, nämlich als Jugendliche, die nicht in der Herkunftsfamilie, sondern in der stationären Jugendhilfe gewohnt haben, zu verhalten. Mit dem Aufenthalt in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung können vielfältige herausfordernde Erfahrungen einhergehen, die teils auch damit zusammenhängen, als nicht ›normal‹ adressiert und stigmatisiert zu werden. Auch werden durch die Aufforderung, sich zurückzuerinnern, Teile ihrer Geschichte in Erinnerung gerufen, wie bspw. Gewalterfahrungen im Elternhaus oder sexueller Missbrauch, die sie auch schon mehrfach pädagogisch oder therapeutisch erinnert und bearbeitet haben. Hier stellte sich mir daher die Frage, ob der Rahmen des Interviews eine Gelegenheit wäre, sich damit reflexiv zu beschäftigen, oder ob ein erneutes Abrufen und Fokussieren auf ihre Vergangenheit eher auch eine Zumutung sein könnte. Auch schien es mir, dass sie in pädagogischen oder therapeutischen Bearbeitungen für sich Erzählungen und Perspektiven entwickelt hatten, die bewusst gewisse Aspekte in der Darstellung nach außen nicht mehr vertiefen. Hier rief ich z. B. bei Elif Yıldız (vgl. Einzelfalldarstellung Kap. 5) durch meine Aufforderung nach der Haupterzählung, bitte noch mehr über ihre Kindheit zu erzählen, stark emotional belastende Erinnerungen wach, über die sie im Interview offensichtlich nicht sprechen konnte. Hier schien mir, dass ich durch meine Aufforderung ihre Strategie, einer epochal gerafften Darstellung mit abstrakten Andeutungen von Gewalt, gestört hätte. Ob mit dieser Interviewerfahrung für sie konkret eine neue reflexive Bearbeitung ermöglicht wurde oder ob ich durch diese Form des Nachfragens nur ein schlechtes Gefühl bei ihr auslöste, weil dadurch ihre Strategie der Normalisierung infrage gestellt wurde, kann ich nicht abschließend beantworten.

In den Rekonstruktionen wird dennoch gleichzeitig deutlich, dass die Interviews teils als Plattform genutzt werden, um insbesondere an die Institutionen

der Kinder- und Jugendhilfe oder auch der Psychiatrie Botschaften zu formulieren und aufgrund der eigenen Erfahrungen daran Kritik zu äußern. Somit eröffnet das Format des biographischen Interviews offensichtlich auch einen Freiraum, um sich zu den Anrufungen des Interviews als ehemaliges ›Heimkind‹ widerständig zu zeigen und hierüber auch handlungsfähig zu sein. Es sind damit also Möglichkeiten verbunden, sich diskursiv zu hegemonialen Normalitätskonstruktionen und damit verbundenen Erwartungen kritisch zu positionieren. Diese widerständigen Praxen können sich auch nonverbal äußern in der habituellen und körperlichen Selbstpräsentation, wie dies im Interview mit Nazar Sautin deutlich wird (vgl. Kap. 7). Zuletzt zeigt sich das auch in widerspenstigen und widerständigen Positionen und Praxen, die sie gelebt haben und von denen sie im Interview berichten.

So würde ich resümieren, dass mit der Aufforderung, die Biographie im Kontext von stationärer Jugendhilfe zu erzählen, einerseits der Zwang einhergeht, sich erneut mit einem Blick in die Vergangenheit und dem Fokus auf die institutionellen Erfahrungen mit der eigenen Geschichte beschäftigen zu müssen. Andererseits sind damit aber auch die Möglichkeit für widerständige Diskurse und widerständige Formen der Sprachpraxis im Interview sowie erzählte widerständige Praktiken verbunden. In Bezug auf den Erkenntnisgewinn der vorliegenden Arbeit kann auch konstatiert werden, dass der gewählte biographische Zugang spannende und erkenntnisreiche Daten ermöglichte. Hier sehe ich für die Wissenschaft ein großes Potenzial für die Beschäftigung mit Biographien, aber nicht zwingend das eingangs zitierte heilende Potenzial für die Befragten.

Ent-Normalisierung im Rahmen des Forschungsprojektes

In den Biographien wird als ein Muster sichtbar, dass die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine Erklärung dafür entwickeln, warum sie in der stationären Jugendhilfe waren. Vor diesem Hintergrund will ich hier darstellen, wie die Befragten im Rahmen des Projekts adressiert wurden und welche Konsequenzen damit verbunden sein können; wie also durch die Adressierungen im Forschungsprozess, so meine These, auch bereits eine Ent-Normalisierung⁶ stattfand, die dazu beitrug, dass der Schwerpunkt der Darstellung insgesamt auf der Hilfebiographie lag. Unter ›Hilfebiographie‹ kann eine biographische Prozessstruktur verstanden werden, die eng mit den institutionellen Bedingungen und Praktiken der Jugendhilfe, aber auch anderen Institutionen des Hilfe- und Unterstützungssystems wie

6 Unter Ent-Normalisierung werden in dieser Arbeit Prozesse und Markierungen verstanden, mit denen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bzw. ihre Familien als nicht der Norm entsprechend markiert werden. Damit einher geht die Zuweisung von abweichenden Subjektpositionierungen. Was unter Normalisierung verstanden wird, wird in Kapitel 1.4 weiter ausgeführt.

Psychiatrie verbunden sind. Der genaue Prozess des Feldzuganges und des Samplings wird im nächsten Kapitelteil vertieft dargestellt (vgl. Kap. 3.3.2).

Der Zugang erfolgte über Einrichtungen der stationären Jugendhilfe in der Schweiz. In der Information für die Einrichtungen stand, dass Jugendliche gesucht würden, die kurz vor dem ›Austritt‹, also dem Übergang aus der Jugendhilfe stünden oder diese bereits verlassen hätten. Weiterhin hatte ich den Kontaktpersonen in den Einrichtungen mitgeteilt, dass sich die Studie mit Differenzverhältnissen beschäftige, wobei hier exemplarisch die Differenzlinien Gender, Migration, soziale Klasse oder zugeschriebene Behinderungen benannt wurden.⁷

In diesen Informationen für die Einrichtungen wird einerseits die Reproduktion der institutionellen Logik sichtbar. Das Interesse an Jugendlichen und jungen Erwachsenen besteht aufgrund ihrer Erfahrungen, eine gewisse Zeit in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung gelebt zu haben. Damit verbunden ist bereits eine Adressierung als Andere, als junge Menschen, die nicht nur in einer Familie aufgewachsen sind. Andererseits wird in der Adressierung auch die Logik der Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe sichtbar, die mit Ein- und Austritten die Biographien strukturieren, mittels derer Zeitpunkte definiert werden, die hier als interessant für die Studie markiert werden.

In meiner ersten Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen per SMS formulierte ich als Interesse, dass ich mich in der Studie mit dem »Erwachsenwerden (Ausbildung/Studium, alleine wohnen, ...) von jungen Erwachsenen, die im Heim waren«, beschäftige. In dieser Ansprache wird nochmals das Interesse an ihnen unterstrichen als jungen Menschen, die aufgrund ihrer Erfahrungen mit dem Leben in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung interessant sind. Als weiteres Thema ist auch noch der Prozess des Erwachsenwerdens markiert.

Damit werden durch das Forschungsprojekt einerseits Diskurse rund um das Aufwachsen in Heimen aufgerufen, die oftmals sehr problemorientiert sind und die viel mit Abweichung der Normalität des Aufwachsens in einer heteronormativen Kleinfamilie zu tun haben. Mit dem Begriff ›Erwachsenwerden‹ wiederum werden andererseits eine Reihe von Normalvorstellungen von Erwachsenenalter markiert. In Verbindung mit der Institution der Jugendhilfe, die ja eng mit dem Forschungsprojekt verbunden ist, werden potenziell auch Diskurse benannt, die im Zusammenhang mit deren fachlichen Perspektiven stehen und die mit ihrem

7 Ein Interview, das ich für die Dissertation auch nutzte, wurde in einem Forschungsprojekt erhoben, das sich explizit mit Jugendlichen mit Migrationserfahrungen beschäftigt hat. Hier wurde in der Ansprache nur auf die Differenzlinie Migrationserfahrung fokussiert. Darauf wird im kommenden Kapitelteil »Feldzugang und Sampling« noch ausführlich eingegangen werden.

Auftrag der Normalisierung zusammenhängen. Weiterhin bestehen dort Diskurse über das Erwachsenenalter, die oftmals unter dem Topos der ›Selbstständigkeit‹ Begründungen liefern, die das Ende der Hilfe legitimieren (vgl. Mangold/Rein 2017, S. 233). Mit einer subjektivierungstheoretischen Perspektive ist zu analysieren, dass hier also zahlreiche Adressierungen und Anrufungen der Interviewpartner*innen stattfinden und damit verbundene Diskurse und Normalitätsvorstellungen aufgegriffen werden. Die Interviewpartner*innen sind dem aber nicht komplett unterworfen. Vielmehr entsteht die Frage, ob und wie sie sich zu den hier aufgerufenen Normen in Bezug setzen (vgl. Rose/Ricken 2018, S. 164 ff.). Diese Adressierungen erscheinen dabei im Rahmen des interessierenden Forschungsgegenstandes unvermeidbar, sind aber reflexiv im Forschungsprozess mitzuführen.

Als weiterer Rahmen für die Biographie sind auch der Interaktionsrahmen zwischen mir als Forscherin und den Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen relevant sowie die Frage, welche gemeinsamen Bezugspunkte in der Interviewsituation ausgehandelt werden:

»Dies geschieht beispielsweise in einer Interviewsituation, in der kulturell vorstrukturierte Deutungsmuster gemeinsam reproduziert, als Ausgangspunkt für ein Bündnis oder zur gemeinsamen Abgrenzung genutzt, aber auch kontrovers umkämpft werden.« (Bereswill/Rieker 2008a)

In den Interaktionen zwischen den Jugendlichen und jungen Erwachsenen und mir als Forscherin waren hier u. a. die Soziale Arbeit und die stationäre Jugendhilfe als geteiltes Deutungsmuster relevant. Als Vertreterin der Hochschule für Soziale Arbeit werde ich als eine Repräsentantin von Sozialarbeiter*innen gelesen. Dies zeigt sich u. a. daran, dass die Jugendlichen selbstverständlich Fachbegriffe, Abkürzungen oder Perspektiven der Sozialen Arbeit in ihren Erzählungen nutzen.

Mit der starken Rahmung durch den institutionellen Kontext der stationären Jugendhilfe infolge des gewählten Zuganges zu den Interviewpartner*innen einerseits und in den Interaktionen im Interview andererseits werden also bereits gewisse Diskurse in Bezug auf Normalität und Abweichung sowie Konstruktionen von sozialen Problemen aufgerufen. Hierbei spielten die Erfahrungen aus ihrer Hilfesgeschichte eine Rolle, indem sie auch aufgefordert waren, ihre Geschichten zu erzählen. Damit verbunden sind zudem Erfahrungen mit den Erwartungsstrukturen an die Art und Inhalte der Erzählung, die die Erzähler*innen aus den institutionellen Gesprächs- und Erzählkontexten kennen. So konnte in Studien aus dem Strafvollzug gezeigt werden, dass die Perspektive und sprachlichen Logiken der Bewährungshilfe von den Jugendlichen übernommen werden, um die eigene Besserung zum Ausdruck zu bringen (vgl. Bereswill/Rieker 2008b, S. 422). Dies bietet für die Frage nach Normalitätskonstruktionen die Möglichkeit, in der Art der Darstellung der Biographie auch Rückschlüsse auf dominante Perspektiven der stationären Hilfen zur Erziehung zu ziehen, die sich darin widerspiegeln können.

Reflexionen zur Konstruktion des Gegenstandes im Analysekonzept

Die theoretische und methodologische Rahmung der Arbeit, die in Kapitel 2 entfaltet wurde, dient dazu, das Forschungsvorhaben auf unterschiedlichen Ebenen zu verorten. Damit verbunden sind Ansprüche auf einer theoretischen Ebene, da hier auf die widersprüchlichen Verhältnisse hingewiesen wird, in denen die Forschung wie auch die Biographien der Care Leaver eingebettet sind. Dies verweist auf die Notwendigkeit der Reflexion, wie der Forschungsgegenstand der Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen in den Biographien von Care Leavern bereits durch die Einnahme gewisser theoretischer Perspektiven wie Subjektivierung, Biographie, Übergänge und Intersektionalität mitkonstruiert wird und welche Umgangsweisen damit in der vorliegenden Untersuchung verbunden sind.

Zunächst einmal ist das Anliegen der theoretischen Perspektiven, ein machtsanalytisches Verständnis von Biographien im Kontext der stationären Jugendhilfe zu entwickeln. Daraus folgt in der Analyse immer auch eine Sensibilität für Macht- und Ungleichheitsverhältnisse. So habe ich mit empirischer Offenheit danach gefragt, welche Differenzen in den Biographien sichtbar werden und diese in den Kontext von gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen gestellt.

In der vorliegenden Studie wird auf symbolische Ordnungen Bezug genommen, indem die Personen adressiert werden als Personen, die in einer stationären Einrichtung gelebt haben. Gleichzeitig habe ich im Verlauf des Forschungsprozesses in den Interviews auf Sequenzen fokussiert, in denen Adressierungen und Grenzziehungen sichtbar werden.

Forschung in Differenzverhältnissen steht damit vor unauflösbaren Dilemmata, die nicht auflösbar sind, sondern nur laufend reflexiv zum Gegenstand gemacht werden können. In der Modellierung der Ergebnisse vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses spielt immer auch der Bezug zur theoretischen Rahmung von Normalität eine Rolle. Dausien weist darauf hin, dass diese theoretischen Vorannahmen und damit verbundene Begriffe bereits vor den Feldkontakten bestehen und die Auswahl der vielen möglichen Fokusse in den Daten vorstrukturieren (vgl. Dausien 1996, S. 97 f.).

Forschungsmethodisch habe ich im gesamten Forschungsprozess reflektiert, inwiefern welche Adressierungen im Verlauf der Forschung relevant gemacht und welche Formen der Darstellung der Ergebnisse vorgenommen werden. Insbesondere bei der Ergebnisdarstellung war es mir wichtig, die Biograph*innen nicht vorschnell als Repräsentant*innen von gewissen Gruppen darzustellen, sondern insbesondere auf die Verhältnisse zu fokussieren. Für diese reflexive Haltung im Forschungsprozess war der Begriff der »Kompetenzlosigkeitskompetenz« (Mecheril 2008, S. 32) weiterführend, den Mecheril für die Pädagog*innen im Kontext der Migrationsgesellschaft vorgeschlagen hat. Er meint damit ein »professionelles Handeln, das auf Beobachtungskompetenz für die von sozialen Akteuren zum

Einsatz gebrachten Differenzkategorien gründet und das von einem Ineinandergreifen von Wissen und Nicht-Wissen, von Verstehen und Nicht-Verstehen hervorgebracht wird, ein Ineinandergreifen, in dem die Sensibilität für Verhältnisse der Dominanz und Differenz in einer handlungsvorbereitenden Weise möglich ist« (ebd.). Neben der Fokussierung auf die Verhältnisse ist diese Haltung des Nicht-Wissens und Nicht-Verstehens im Kontext von Wissenschaft ungewohnt, aber vor dem Hintergrund der theoretisch-methodologischen Zugänge zentral, um nicht vorschnell hegemoniale Normalitätsordnungen zu reproduzieren und diese zumindest reflexiv zu hinterfragen. Bei der Reflexion kann es aber nicht darum gehen, die Forschung außerhalb von Machtverhältnissen zu positionieren, sondern den Dilemmata theoretisch und method(olog)isch zu begegnen.

Wertvoll erscheint hierfür auch der biographietheoretische Zugang, der den Biograph*innen die Entfaltung von subjektivem Eigensinn ermöglicht, um nicht vorschnell die eigenen Vorannahmen nur zu bestätigen. Hanses arbeitet heraus, wie in Biographien zwar einerseits Diskurse aufgerufen werden – andererseits können in dem Format des biographischen Erzählens aber auch die Macht des lokalen Wissens sichtbar werden und damit auch Gegenreden zu dominanten gesellschaftlichen Verhältnissen (vgl. Hanses 2013, S. 108 ff.) Dies macht deutlich, dass das Format der Biographie auch Handlungsspielräume und Möglichkeiten der Veränderung von Normalitätsordnungen sichtbar machen kann.

Für die Forschungspraxis folgt daraus, dass ich zwar einerseits Normalitätsordnungen und damit einhergehende gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse fokussiert habe. Gleichzeitig habe ich aber auch durch das sequenzanalytische Vorgehen in der Auswertung der Biographien sehr stark die Relevanzsetzungen und Themen der Biograph*innen nachgezeichnet, ohne diese gleich analytisch mit Bezug zu meinen heuristischen Perspektiven ausschließlich als Ausdruck von Normalitätsordnungen zu verstehen.

3.3.2 Feldzugang und Sampling

Das Vorgehen beim Sampling für die Dissertation leitete sich aus der Grounded-Theory-Methodologie ab und ist durch die Verschränkung von Erhebung und Auswertung bzw. Theoriegenerierung gekennzeichnet (vgl. hierzu Kap. 3.1). Die Daten wurden in insgesamt drei Phasen erhoben und jede Phase war jeweils vor dem Hintergrund von Hypothesen und ersten Erkenntnissen gestaltet. Die Erhebungsphasen und dementsprechend die Kriterien für weitere Interviews wurden also im Sinne des ›Theoretical Sampling‹ auf der Basis analytischer Entscheidungen gefüllt (vgl. Strauss 1994, S. 70 f.).

Für die Erhebung konnten zwei Forschungsprojekte an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW), an denen ich beteiligt war, als Feldzugang genutzt werden. Der Prozess des Feldzuges wird im Folgenden dargestellt. Im ersten

Forschungsprojekt, das als Praxisforschung angelegt war, ging es um Jugendliche mit Migrationserfahrungen in der stationären Jugendhilfe (vgl. Geisen et al. 2012; Schaffner/Geisen/Rein 2014)⁸. Gegenstand des Projektes waren die Biographien von Jugendlichen mit Migrationserfahrungen im Kontext der stationären Jugendhilfe. Auf der Grundlage der Ergebnisse des ersten Interviews konnte ich für die weitere Datenerhebung ein Forschungsprojekt entwickeln, das sich mit dem Thema »Diversity in der stationären Jugendhilfe«⁹ beschäftigte. Das Projekt verfolgte das Ziel, ein Weiterbildungskonzept für Übergänge aus der stationären Jugendhilfe im Kontext von gesellschaftlichen Differenzverhältnissen zu entwickeln. Darüber hinaus konnte ich im Rahmen des Projekts für das Dissertationsvorhaben die restlichen Daten erheben.

Um den Prozess der Übergänge aus der Jugendhilfe abbilden zu können, entschied ich mich dazu, sowohl junge Menschen zu befragen, die die Jugendhilfe im laufenden Jahr noch verlassen würden, als auch andere, die bereits bis vor fünf Jahren die Einrichtung verlassen hatten.¹⁰ Von einer anfänglichen Fokussierung auf Jugendliche mit Migrationserfahrungen wurde in Bezug auf das Interesse an Normalitätskonstruktionen abgesehen. Hier wurde im Zuge der theoretischen Beschäftigung mit Normalität deutlich, dass diese immer im intersektionalen Zusammenspiel unterschiedlicher Differenzverhältnisse und damit verbundenen Ein- und Ausschlussprozessen zu verstehen ist (Butler 2006). Dies wurde auch durch die Befunde des ersten Interviews unterstrichen, bei dem sich zeigte, dass im Kontext der Jugendhilfe Adressierungen stattfinden, die auf der Grundlage ableistischer Normalitätskonstruktionen Abweichungen herstellen (vgl. Rein 2014). Durch die Erweiterung auf »Differenzverhältnisse« anstelle von »Migrationserfahrungen« wollte ich auch stärker die Öffnung auf unterschiedliche Formen von Ein- und Ausschluss entlang von Differenzkonstruktionen fokussieren. Gleichzeitig ist damit auch positiv verbunden, dass nicht eine »Gruppe« konstruiert wird, sondern stärker das Relationale von Differenzziehungspraktiken und der Fremd- und Selbstverortung ins Zentrum gestellt werden kann.

8 Jugendliche mit Migrationshintergrund in der stationären Jugendhilfe. Forschungsbericht. Basel Hochschule für Soziale Arbeit FHNW, 2011-2013. Projektleitung: Dorothee Schaffner und Thomas Geisen. Projektmitarbeit: Angela Rein und Walter Stotz. Förderung durch Förderfonds HSA FHNW.

9 Das Forschungsprojekt wurde vom Förderfonds der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW) finanziert und hatte eine Laufzeit von 2013 bis 2015. An diesem Forschungsprojekt waren beteiligt: Sarina Ahmed, Dorothee Schaffner (Projektmitarbeit) sowie Angela Rein (Projektleitung).

10 Im Prozess der Datenerhebung wurde die Altersgrenze nach oben hin geöffnet. Für die Einrichtungen, die den Zugang ermöglichten, stand eher im Zentrum, von welchen jungen Erwachsenen sie noch Kontaktdaten hatten. Eine Erweiterung der Altersgrenze erschien auch vor dem Hintergrund von Befunden der Übergangsforschung zur Verlängerung der Übergangsphase zwischen Jugend- und Erwachsenenalter sinnvoll (vgl. Stauber/Walther 2002).

Der Zugang zu den Jugendlichen und jungen Erwachsenen erfolgte, wie bereits deutlich wurde, über Einrichtungen, in denen die Jugendlichen eine gewisse Zeit gelebt hatten oder in denen sie zum Zeitpunkt der Befragung noch lebten. Diese Form des Zugangs bot sich an, da bislang in der Schweiz noch keine Formen von Selbstorganisation von ›Care Leavern‹ bestehen wie in anderen Ländern. Auch erschien eine rein formale schriftliche Kontaktaufnahme über kantonale Verwaltungen nicht erfolgversprechend, da ich davon ausging, über diesen offiziellen Weg wenig Resonanz der jungen Menschen zu bekommen. Mit dem gewählten Zugang sind allerdings auch Grenzen verbunden, da nur die jungen Erwachsenen erreicht werden, die noch im Kontakt mit den Einrichtungen stehen.

Insgesamt konnten 14 Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus den Kontexten von drei Einrichtungen der stationären Jugendhilfe in der Schweiz durchgeführt werden. Die Dauer der Interviews variiert zwischen 35 Minuten und 1,5 Stunden.

Tabelle 1: Übersicht Sample

	Name	In/After Care	Dauer des Interviews	Alter
1	C4_Blerina Hasani	In Care	1 h 30 min	17
2*	E1_ElifYıldız	After Care	1 h 23 min	23
3	E2_Elena Kâgi	In Care	1 h 29 min	19
4	E3_Cihan Duman	In Care	1 h 14 min	18
5	E4_Saskia Amberg	In Care	0 h 52 min	18
6	E5_Zola Diouf	After Care	1 h 12 min	30
7	E6_Marla Brunori	After Care	1 h 15 min	24
8	E7_Songül Demirbas	In Care	1 h 25 min	20
9	E8_Liah Petrovic	After Care	1 h 30 min	24
10	E9_Celina Schweizer	After Care	1 h 22 min	28
11	E10_Senait Medhanie	In Care	1 h 03 min	28
12	E11_Sabine Stalder	In Care	0 h 40 min	21
13	E12_Nazar Sautin	In Care	1 h 20 min	20
14	E13_Marion Simoncelli	After Care	0 h 35 min	25

* Die gefetteten Interviews werden in der Arbeit als Einzelfälle ausführlich dargestellt.

Neben der bereits dargestellten anfänglichen Fokussierung auf Jugendliche mit Migrationserfahrungen stand zu Beginn der Datenerhebung auch im Zentrum des Interesses, ein möglichst ausgewogenes Verhältnis von Jugendlichen zu haben in Bezug darauf, ob sie kurz vor der Beendigung der stationären Jugendhilfe

(In Care) standen oder diese bereits verlassen hatten (After Care). Die damit verbundene Idee war, auf diesem Weg die Prozesshaftigkeit der verschiedenen Übergänge und deren Verwobenheiten berücksichtigen zu können. Im weiteren Verlauf wurde deutlich, dass sich die biographischen Konstruktionen nicht unterschieden bezüglich des Zeitpunktes des Übergangs, an dem die jungen Menschen befragt wurden, sondern dass vielmehr verbindend im Zentrum der Erzählungen stand, eine Begründung herzustellen, wie sie in die stationäre Jugendhilfe gekommen waren. So machte die Biographie bis zur und in der stationären Jugendhilfe jeweils einen großen Teil der Erzählung aus. Ihr Leben nach der Jugendhilfe wurde hingegen kürzer thematisiert. So zeigte sich im Laufe des Theoretical Sampling, dass andere Aspekte relevanter waren als Vergleichsdimensionen.

Nach dem ersten Interview wurde als zweite Einrichtung eine ausgewählt, die explizit einen Fokus auf differenzsensibles Arbeiten hat und mit Mädchen bzw. jungen Frauen arbeitet. Da es ja auch um Normalitätskonstruktionen geht, die in institutionellen Kontexten hervorgebracht werden, erschien das interessant, da hier potenziell andere Praxen der Begleitung von Übergängen bestehen. Die befragten jungen Frauen waren unterschiedlich positioniert in Bezug auf Gender und Begehren. Dennoch erschien es sinnvoll, um die Varianz zu erhöhen, noch explizit nach männlichen Jugendlichen zu suchen. Allerdings konnte nur ein Interviewpartner gefunden werden, da mir zwei potenzielle Interviewpartner absagten. Der Fall Nazar Sautin zeigte sich aber für die Forschung als zentral und wird daher auch ausführlich als Einzelfall dargestellt. Neben Geschlecht und Migrationserfahrungen konnten auf diesem Weg des Samplings unterschiedliche Positionierungen in Bezug auf Klassenverhältnisse, Bildungsabschlüsse sowie Ability der Jugendlichen und jungen Erwachsenen erzielt werden. Das theoretische Sampling spielte neben der Erhebung auch im Prozess der Auswertung eine zentrale Rolle, um die Reihenfolge und Intensität der Interviews entlang von analytisch begründeten Fragen und Kriterien zu bestimmen. Die Begründungen für die Auswahl der drei Einzelfälle als Eckfälle wird in den Einzelfalldarstellungen in Kapitel 4 noch weiter ausgeführt.

3.3.3 Erfahrungen mit der Durchführung der biographischen Interviews

Meine Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen erfolgte nach ihrer Entscheidung, an der Befragung teilzunehmen, und ihrer Zustimmung, dass ihre Kontaktdaten an mich weitergegeben werden dürfen. Danach hatten wir zunächst per SMS Kontakt und anschließend in der Regel telefonisch. Bei dieser ersten Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen informierte ich sie über die Forschung, die Art des Interviews und die Anonymisierung, und wir trafen Verabredungen über Ort und Zeitpunkt. Den Prozess der ersten Kontaktaufnahme dokumentierte ich. Bei den ersten Kontaktaufnahmen wurde wenig nachgefragt

und mir schien, dass mein Interesse als Forscherin an ihren Geschichten zu einem Machtgefälle beitrug.

Die Intervieworte, für die sich die Jugendlichen entschieden, variierten und waren teilweise in Räumen der Hochschule, in den Einrichtungen oder auch in Cafés oder Bars. Bei den Treffpunkten in Cafés oder Bars zeigte sich, dass diese Orte eine Bedeutung hatten für die Selbstinszenierung der Jugendlichen. Atmosphärisch funktional waren die Treffen an der Hochschule. In der stationären Jugendhilfe wurde nochmals der Bezug zum Ort der Jugendhilfe expliziter, und trotz Bemühungen durch die Einrichtungen, einen ruhigen Raum zur Verfügung zu stellen, kam es zu kurzen Störungen und Zwischenkommunikationen mit Betreuer*innen oder anderen Jugendlichen.

Als Motivation für eine Teilnahme am Interview war interessant, dass manche formuliert hatten, mir gerne »helfen« zu wollen mit einem Interview. Dies verdeutlicht, dass sie meine Angewiesenheit auf ihre Erzählungen für die Untersuchung wahrnahmen. Für die Interviews erhielten die Jugendlichen eine Aufwandsentschädigung von 50 CHF. Bei der Auszahlung des Betrages wurde mehrmals formuliert, dass das aus ihrer Sicht nicht nötig sei und dass sie durch das Interview einen Beitrag zur Forschungsarbeit leisten wollen.

Bei der Gestaltung der Treffen gab es jeweils eine kurze Phase des Ankommens, in der die Verpflegung organisiert wurde und wir uns im Raum installierten. Meine Rolle variierte hier je nach Ort, an dem wir uns trafen. Diese Phase war eher kurz, danach gab ich Informationen zum Projekt und Erklärungen zum Interview. Weiterhin fragte ich nochmals explizit danach, ob sie irgendwelche Fragen hätten, bevor das Interview begänne. Wie auch schon in der Darstellung der ersten Kontakte am Telefon stellten die Jugendlichen und jungen Erwachsenen hier wenig Rückfragen, und die Stimmung schien oft etwas angespannt. Dies mag auch daran liegen, dass der Rahmen und die Gesprächssituation außergewöhnlich waren und für die Interviewten nicht ganz klar war, was auf sie zukommen würde.

Für mich als Interviewerin war an diesem Punkt auch vor dem Hintergrund von Interviewerfahrungen eine Anspannung vorhanden, da zum Teil sehr herausfordernde Geschichten erzählt wurden und diese für die Erzähler*innen sichtbar mit Belastungen zusammenhingen. In diesen Situationen war mir die Rolle als Interviewerin unangenehm, die interessiert ist an Erzählungen und mit der Frage nach der Lebensgeschichte nach Ereignissen »bohrt«, die schmerzlich sein können für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

In der Gestaltung des Interviews orientierte ich mich an der bereits explizierten Struktur von narrativ-biographischen Interviews (vgl. Kap. 3.2). Vor der Eingangsfrage wies ich nochmals auf die Vertraulichkeit und Anonymisierung des Interviews hin und fragte, ob für sie vor diesem Hintergrund nun eine Aufzeichnung des Interviews in Ordnung wäre. Einer Aufzeichnung stimmten alle zu. Die Anre-

de variierte zwischen ›Du‹ und ›Sie‹; das entschieden entweder ich jeweils situativ oder auch die Interviewten in der Art, wie sie mich ansprachen.

Meine Eingangsfrage¹¹ lautete mit Variationen wie folgt:

Wie ich schon gesagt hatte, geht es mir um Ihre/deine gesamte Lebensgeschichte, all die Erlebnisse, die dir einfallen. Ich werde Sie/dich dabei nicht unterbrechen und mir lediglich ein paar Notizen machen, um später ein paar Nachfragen zu stellen ... Also jetzt möchte ich Sie/dich bitten, sich/dich zurückzuerinnern und Ihre/deine Lebensgeschichte zu erzählen, du kannst anfangen wo du willst ... wie so nach und nach eins zum anderen gekommen ist...

Auf die Eingangsfrage folgte in der Regel eine Aushandlungsphase, in der bspw. über den Beginn der Geschichte gesprochen wurde oder, im Kontext von Jugendlichen mit eigenen Migrationserfahrungen, darüber, ob sie auch zu ihrer Zeit vor der Schweiz etwas erzählen sollen. Dies verweist möglicherweise auf Erfahrungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Zusammenhang mit rassistischen Ordnungen, in denen hegemonial der nationale Kontext der Schweiz ins Zentrum gerückt wird und andere Erfahrungen systematisch wenig Berücksichtigung finden. In den Interaktionen während der Haupterzählung werden Bemühungen von mir als Interviewerin sichtbar, durch parasprachliche Signale die Erzähler*innen darin zu unterstützen, weiterzuerzählen. Auch kam es in zwei Fällen zu kurzen Unterbrechungen, weil die Erzähler*innen offensichtlich durch die Erinnerung an gewisse Aspekte ihres Lebens vorübergehend den Faden verloren. Hier versuchte ich, die Situation zu durchbrechen, indem ich ihnen etwas zu trinken gab und besprach, ob sie noch weitererzählen wollten. Nach dieser kurzen Pause erzählten die Erzähler*innen weiter ihre Geschichte, und es schien für sie in Ordnung zu sein.

Es zeigte sich, wie bereits angedeutet, dass trotz der Offenheit der Eingangsfrage die Rahmung durch das Forschungsinteresse und die damit verbundene Adressierung als Jugendliche mit Jugendhilfee Erfahrungen evozierten, dass im Kern der Erzählungen ihre Geschichte stand, wie sie zu Adressat*innen der stationären Jugendhilfe wurden und wie sie diese wieder verließen bzw. verlassen würden. Strukturiert wurden die Erzählungen also insbesondere durch unterschiedliche Phasen der Hilfe, verwoben mit anderen normallebenslaufbezogenen Prozessen wie schulischen und beruflichen Übergängen. Weniger im Zentrum standen soziale Beziehungen jenseits ihrer Familie oder Professionellen. Diese werden aber im Nachfrageteil erwähnt und auch als bedeutsam bewertet, was darauf verweist, dass dieser Aspekt ihrer Biographie offensichtlich im Zusammenhang mit ihrer Hilfesgeschichte ausgeklammert wird. Die Haupterzählungen sind oftmals über viele Phasen hinweg sehr beschreibend und teilweise stark gerafft, und es schien bei einigen, dass sie ihre Geschichte nicht das erste Mal erzählten und daher auch

11 Der Interviewleitfaden ist im Anhang der Arbeit zu finden.

bereits viele eigentheoretische Deutungen von Erfahrungen und Erlebnissen in die Geschichte einflochten. Dies wird im Auswertungsteil nochmals vertieft werden.

Nachdem die Erzähler*innen mit einer ersten Haupterzählung fertig waren, fragte ich – wie in biographisch-narrativen Interviews üblich – vertiefend zu bereits erzählten Ereignissen nach. Oftmals gelang es hier, dass die Erzähler*innen stärker ins Erzählen kamen. Im zweiten Teil der Nachfragen standen mit dem Forschungsvorhaben verbundene Fragen im Zentrum, wie zu den Übergängen ins Erwachsenenalter, zur konkreten institutionellen Unterstützung in der stationären Jugendhilfe oder zu anderen Formen der sozialen Unterstützung. Zusätzlich gab es Fragen nach ihren Zugehörigkeiten und Zukunftsperspektiven. Ganz zum Schluss fragte ich offen, ob sie noch etwas Abschließendes sagen wollten, für was sie bislang im Interview keinen Raum gehabt hätten. Gegen Ende des Interviews war meine Strategie, belastende Themen und Erfahrungen zu verlassen. Dies gelang durch den Teil zu ihren Perspektiven und Wünschen für die Zukunft sehr gut und insgesamt durch den exmanenten Nachfrageteil, der stark auf die Gegenwart fokussiert war.

3.3.4 Transkription und Anonymisierung

Alle Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet und danach transkribiert. Bei der Transkription findet eine Aufbereitung in eine schriftliche Form statt, auf deren Basis die Auswertungen aufbauen. Die Transkription ist bereits mit ersten Interpretationen verbunden. Es ist nicht möglich, hier ein genaues ›Abbild‹ des Gesprächs zu erstellen, sondern es werden vielmehr auf der Grundlage des Forschungsinteresses Entscheidungen getroffen (vgl. Rose 2012, S. 233, 265; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014; Thoma 2018, S. 96). Es finden eine Selektion und Abstraktion bei der Transkription statt, und es kann niemals der Gesprächsverlauf mit all seinen Facetten wiedergegeben werden (vgl. Deppermann 2008, S. 41). Vor dem Hintergrund, dass die Interviews mehrheitlich¹² vom Schweizerdeutschen in Standard- bzw. Schriftsprache übersetzt wurden, spielt die Frage nach der Interpretation im Rahmen der Transkription eine zentrale Rolle, was im Folgenden kurz diskutiert wird.

Die Sprache des Interviews war häufig zu Beginn des Interviews Gegenstand der Aushandlung, da ich keinen schweizerdeutschen Dialekt spreche. Es kann aber auch damit zusammenhängen, dass potenziell Unsicherheit darüber besteht, welche Sprache in der Situation des Interviews angemessen ist. In der Deutschschweiz besteht eine sogenannte Diglossie, also eine Zweisprachigkeit mit funktionaler Differenzierung zwischen Standard- und Umgangssprache. Der Dialekt stellt die Um-

12 Es gab im Sample auch eine junge Frau, deren Eltern aus Deutschland waren und die mit mir schriftdeutsch sprach.

gangssprache dar, und Hoch- bzw. Schrift- oder Standarddeutsch kommen eher beim schriftlichen Ausdruck, in Bildungseinrichtungen und bei der öffentlichen Kommunikation zum Einsatz (vgl. Scharloth 2006).¹³ Ganz dichotomisch können die beiden verwandten Sprachvarietäten allerdings nicht getrennt werden, da die Grenzen der zum Einsatz kommenden Sprache in der Deutschschweiz variieren und in Bewegung sind, wenn z. B. in Neuen Medien eine dialektale Schriftlichkeit Eingang findet (Siebenhaar 2005). Interviews als gesprochene Form des sprachlichen Ausdrucks sind aber eher der dialektalen Ausdrucksform zuzuordnen für Menschen, die diese Sprachen sprechen können. Gleichzeitig kann aber der damit verbundene formale Rahmen des Interviews auch Assoziationen zu Situationen in Bildungsinstitutionen wecken und damit möglicherweise das Standarddeutsch als angemessene Sprache nahelegen. Um einen möglichst freien und ungezwungenen Rahmen zu ermöglichen im Interview, in dem es um den Ausdruck des eigenen Erlebens und Erfahrens geht, erschien es mir relevant, dass die Interviewten die Möglichkeit haben, schweizerdeutsch zu sprechen, auch wenn ich als Interviewerin die Sprache nicht spreche. Exemplarisch für die Aushandlung über die Sprache ist folgende Sequenz aus einem Interview:

E: Mmh ((räuspert sich)) (.) ähm:: (1) dann fange ich am besten bei meinen Eltern an [schweizerdeutsch gesprochen], ähm also ist gut wenn ich schweizerdeutsch rede? [hochdeutsch gesprochen]

I: Ja ja ja. (E1; 22-24)

Die Erzählerin beginnt das Interview schweizerdeutsch und vergewissert sich dann, ob es in Ordnung sei, so zu reden. Die Nachfrage kann, wie bereits diskutiert, auf die Vermutung hindeuten, dass die Interviewerin kein Schweizerdeutsch versteht, oder auch auf eine Unsicherheit hinweisen, welche Sprache im Format des Interviews erwünscht ist. Da sie aber im Vorgespräch bereits schweizerdeutsch gesprochen hat, deutet dies eher daraufhin, dass sie in diesem Moment unsicher ist, welche Sprache für das Interview angemessen ist.

Da ich als Forscherin aus Deutschland die unterschiedlichen Dialekte des Schweizerdeutschen zwar mehrheitlich verstehe, aber dennoch nicht in den feinen sprachlichen Nuancen deuten kann, war eine Übersetzung ins Standarddeutsche bei der Transkription notwendig. Weiterhin ist mit der Übersetzung auch das Ziel verbunden, die Rezeption der Studie im deutschsprachigen Raum zu erhöhen. Die Transkription wurde von einer Person durchgeführt, die schweizerdeutsch

13 Auffallend bei den Diskursen über Sprachen in der Deutschschweiz ist, dass dabei oftmals eine hegemoniale Perspektive vertreten wird und die reale Mehrsprachigkeit in der Schweizerischen Migrationsgesellschaft keine Berücksichtigung findet. Vielmehr wird der Dualismus Standard- vs. Schriftsprache verhandelt und zum Gegenstand gemacht und dabei Schweizerdeutsch bzw. Standarddeutsch zur sprachlichen Norm deklariert.

spricht und mit der Sprachsituation in der Schweiz vertraut ist. Allerdings wurden auch dabei Grenzen der Verstehbarkeit sichtbar, die durch die großen dialektalen Differenzen zustande kommen.

Bei der Transkription für die vorliegende Arbeit fand eine Orientierung am TiQ-Verfahren¹⁴ statt, das im Rahmen von Gruppendiskussionsverfahren entwickelt wurde (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 164 ff.). In Bezug auf das Problem der Übersetzung wurde zusätzlich Code-Switching, also das Wechseln zwischen Schweizerdeutsch und Standarddeutsch, als Stilmittel markiert. Bei einzelnen Begriffen, bei denen es schwierig erschien, einen passenden schrift- bzw. standarddeutschen¹⁵ Begriff zu finden, wurde der schweizerdeutsche Begriff in eckigen Klammern angefügt. Die Erklärungen zum Transkriptionssystem sind im Anhang der Arbeit zu finden. Die Interviews aus dem Sample wurden alle vollständig transkribiert. In einem Fall (Saskia Amberg) wurde allerdings eine Ausnahme gemacht, da das Interview von mir hinsichtlich meines Erkenntnisinteresses als »nicht gelungen«¹⁶ bewertet wurde.

Nach der Transkription der Interviews fand eine Anonymisierung der Daten statt. Die Anonymisierung ist vor dem Hintergrund der Bedeutung von Datenschutz in der qualitativen Forschung zentral. Die Nutzung der Daten wurde mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen jeweils besprochen und sie gaben eine schriftliche Einverständniserklärung dazu. Die Anonymität der Daten wurde durch die Ersetzung von Namen, Institutionen sowie Orten durch Pseudonyme hergestellt. Hierbei wurde darauf geachtet, dass damit verbundene Sinngehalte und Informationen bestehen bleiben. Dieser erste Schritt der Anonymisierung dient dazu, ein leichtes Erkennen der mit den Fällen verbundenen Personen zu verhindern (vgl. Reichertz 2016, S. 169). Allerdings bleiben nach diesem Schritt dennoch Aspekte bestehen, die Rückschlüsse auf den Fall zulassen können. Vor diesem Hintergrund wurden markante Teile der Biographien, die aber nicht zentral für die Analyse waren, so abgeändert, dass ein Rückschluss auf die Person erschwert wird, und auch Teile weggelassen, die zwar für den Erkenntnisgewinn interessant wären, aber die Gewährleistung der Anonymität offensichtlich infrage stellen würden.

14 TiQ steht für »Talk in Qualitative Social Research« und ist in der rekonstruktiven Sozialforschung weit verbreitet. Es werden dabei Lautstärke, Intonation, Betonungen, Pausen, Überlappungen sowie parasprachliche Äußerungen im Transkript festgehalten (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 164 ff.).

15 Die Bezeichnung »Schriftdeutsch« ist in der Schweiz im Alltag gebräuchlich. Allerdings würde in der Linguistik in diesem Zusammenhang eher der Begriff Standarddeutsch oder Standardsprache als Unterscheidung zu dialektalen Ausdrucksweisen gewählt werden (vgl. Thoma 2018, S. 27 f.).

16 Das Interview ist über weite Strecken beschreibend und argumentierend und erschien daher für die Fragestellung nicht weiterführend.

3.3.5 Auswertung der biographischen Interviews

Bei der Auswertung der Interviews habe ich mich an den Überlegungen von Schütze (vgl. 1983) orientiert, diese aber in Bezug auf das Erkenntnisinteresse erweitert. Diese Erweiterung umfasst die ungleichheits- und differenztheoretische Kontextualisierung der Arbeit und die mit dem Ansatz der Subjektivierung verbundene Perspektive auf diskursive Rahmungen und damit verbundene Normalitätsordnungen. Relevante Aspekte der Auswertung basieren auch auf den bereits in Kapitel 3.2 ausgearbeiteten theoretischen Grundlagen von biographisch-narrativen Interviews.

Schütze schlägt sechs Auswertungsschritte vor, die nacheinander zu durchlaufen sind (vgl. ebd., S. 286 ff.).¹⁷ Eine bedeutsame Rolle spielt hierbei das Prinzip der Sequenzialität (vgl. ebd., S. 284 ff.). Weiterhin liegt der Fokus in der Analyse schwerpunktmäßig auf den Einzelfällen und dem Vergleich verschiedener Fälle. Die Theoretisierungen schlägt er als letzten Schritt in der Analyse vor (vgl. Schütze 1984, S. 112 ff.).

In meiner Analyse habe ich nicht alle Interviews gleich intensiv ausgewertet. So wurden drei Interviews als Einzelfälle einer ausführlichen Fallrekonstruktion in Anlehnung an die von Schütze vorgeschlagenen Schritte unterzogen. Die drei Fälle erschienen ergiebig in Bezug auf mein Erkenntnisinteresse und repräsentieren unterschiedliche Varianten der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen. Für diese drei Interviews wurden die Auswertungsschritte komplett durchlaufen. Die weiteren Fälle habe ich formal analysiert und laufend als Kontrastfälle hinsichtlich bestimmter Themen oder Dimensionen ausgewertet und so in die Analyse einbezogen. Weiterhin habe ich auch nicht alle sechs Auswertungsschritte durchlaufen, sondern Modifikationen vorgenommen, die im Zusammenhang mit meinem Erkenntnisinteresse stehen. Der Prozess der Auswertung wird im Folgenden skizziert.

Formale Analyse

Alle Interviews wurden zunächst als Grobanalyse einer formalen Analyse unterzogen, die Schütze als ersten Auswertungsschritt vorschlägt. Dieser Analyseschritt zielt auf die Herausarbeitung der Textstruktur ab (vgl. Schütze 1983, S. 286, 1984, S. 112 ff.). Hierzu wird eine Segmentierung der Daten vorgenommen. Diese Segmentierung erfolgt durch die Differenzierung von Textsorten (vgl. Kap. 3.2.1). Dabei werden die drei Darstellungsformen Erzählen, Beschreiben sowie Argumentieren unterschieden (vgl. Schütze 1984, S. 80). Weiterhin werden sogenannte Rah-

17 Die sechs Auswertungsschritte lauten: 1. formale Textanalyse, 2. strukturelle und inhaltliche Beschreibung, 3. analytische Abstraktion, 4. Wissensanalyse, 5. kontrastive Vergleiche, 6. Konstruktion eines theoretischen Modells (vgl. Schütze 1983, S. 286).

menschalelemente (bspw. ›und dann‹, ›danach‹) oder Pausen berücksichtigt. Auch inhaltliche Gesichtspunkte spielen bei der Segmentierung der Datentexte eine Rolle (vgl. Schütze 1983, S. 286). Als Ergebnis dieses Auswertungsschrittes wurde von allen Interviews eine tabellarische Übersicht hinsichtlich der Inhalte und Struktur erstellt. Hierbei bezog ich das gesamte Interview ein. Das Ergebnis der formalen Analyse bietet einen Überblick über die Struktur und Inhalte der Interviews und ist auch für die späteren vergleichenden Analysen hilfreich. Auf der Grundlage der formalen Analyse wurden auch biographische Kurzporträts erstellt.

Strukturelle Beschreibung

Als nächster Schritt der Auswertung folgte die »strukturell inhaltliche Beschreibung« (ebd.), mit der neben dem ›Was‹ auf das ›Wie‹ der Darstellung der Biographie fokussiert wird. Der Schritt zielt auf die Herausarbeitung der Prozessstrukturen des Lebenslaufs wie bspw. Höhepunkte, Ereignisverstrickungen oder auch Wandlungen (vgl. ebd.). Hierzu werden in einem Line-by-line-Verfahren die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Ereignissen sowie der Haltung der Biograph*innen, und wie sich diese verändert, herausgearbeitet (vgl. Dausien 1996, S. 129). Hier sind auch die bereits dargestellten kognitiven Figuren der Stegreiferzählung (vgl. Kap. 3.2.1) bedeutsam. Durch die in den Biographien bestehenden Dynamiken, die zum Teil durch familiäre und institutionelle Erfahrungen entstehen, hat sich die zweite kognitive Figur in der Analyse als hilfreich erwiesen, in der es um die »Darstellung lebensgeschichtlich relevanter Zustandsänderungen des Biographieträgers und seiner entsprechenden Ereignisverstrickungen« (Schütze 1984, S. 92) geht. Da aber auch der soziale Kontext relevant ist als Ort, an dem Adressierungen stattfinden, lag die Aufmerksamkeit auch auf der dritten kognitiven Figur der sozialen Welt als Orientierungsrahmen für biographische Prozesse (vgl. ebd.).

In der Detaillierung der Stegreiferzählung unterscheidet Schütze weiterhin auf der einen Seite eine tendenziell »ereignisraffende, die *Lebensepochen als Ganzheiten skizzierende Lebensdarstellung*« (ebd., S. 89, Herv. i. O.), in der eher zusammenfassend über den Lebensablauf erzählt wird. Auf der anderen Seite sieht er eine »*dramatische ereignisbezogene Lebenslauferzählung* mit der detaillierten szenischen Darstellung von Situationshöhepunkten« (ebd., S. 90, Herv. i. O.)

Um die Prozessabläufe in ihrem Stellenwert im Rahmen der Biographie einordnen zu können, ist »*die Erfahrungshaltung, die der Biographieträger den Ereignisabläufen gegenüber einnimmt*« (ebd., S. 92, Herv. i. O.), relevant. Diesen Haltungen gegenüber Erlebnissen sind dabei vier mögliche Formen der Prozessstrukturen zugeordnet: *erstens* das biographische Handlungsschema, *zweitens* das institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte, *drittens* Verlaufskurven und *viertens* Wandlungsprozesse (vgl. ebd.): »[M]it der Orientierung an einer bestimmten Prozeßstruktur des Lebensablaufs für eine bestimmte Zeitperiode der Lebensgeschichte hat sich der

Erzähler für eine übergreifende Form der Verknüpfung der Ereignisse und Erfahrungen in einer durchlaufenden Erlebniskette, die für diesen Zeitraum gültig ist, entschieden« (ebd., S. 93). Unter einem biographischen Handlungsschema ist eine eher planende Haltung des Biographieträgers zu verstehen, und die erzählten Erfahrungen stellen dann die Umsetzung oder auch das Scheitern bei der Umsetzung der eigenen Pläne dar (vgl. ebd., S. 92). Mit den Handlungsschemata verbunden ist eine Grundhaltung, die in die eigene Handlungsfähigkeit vertraut. Bei der Prozessstruktur des institutionellen Ablaufmusters sehen sich die Biograph*innen einem institutionellen »Erwartungsfahrplan« (ebd.) ausgesetzt, der bestimmend für sie erscheint. In ihrer Grundhaltung wird eine Orientierung an diesen institutionellen und gesellschaftlichen Erwartungen deutlich, und »der Erfahrungsablauf besteht dann in der rechtzeitigen, beschleunigten, verzögerten, behinderten, gescheiterten Abwicklung der einzelnen Erwartungsschritte« (ebd.). Mit Verlaufskurven konzeptionalisiert Schütze eine Grundhaltung der Machtlosigkeit gegenüber Ereignissen, die die Biograph*innen »überwältigen« (ebd.). Hier erleben sich die Biograph*innen einer machtvollen Ordnung unterworfen. Mit Wandlungsprozessen werden schließlich Veränderungen der »Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten« (ebd.) gefasst, die auch letztendlich in einem selbst verursacht sein können (wie beim biographischen Handlungsschema), wobei Wandlungsprozesse den Biograph*innen eher überraschend erscheinen (vgl. ebd.).

Die hier dargestellten Prozessstrukturen zeigen also »die systematischen Haltungen des Biographieträgers zum Erfahrungsstrom seiner Lebensgeschichte [...] sie ordnen systematisch Phasen der Lebensgeschichte unter generelle Erfahrungsprinzipien« (ebd., S. 93). Da die Biograph*innen der vorliegenden Untersuchung alle über Erfahrungen mit der Institution der Kinder- und Jugendhilfe verfügen, waren insbesondere Prozessstruktur, Handlungsschema und institutionelles Ablaufmuster als Analyseperspektive weiterführend und damit verbunden die Frage, inwiefern die Biograph*innen ihre Erfahrungen selbstbestimmt deuten und sich dabei als handlungsfähig interpretieren oder inwiefern sie sich als institutionellen Abläufen unterworfen erleben.

Im Rahmen der strukturellen Beschreibung habe ich bereits die Wissensanalyse (Schütze 1983, S. 286) durchgeführt, die Schütze als getrennten nächsten Schritt vorschlägt. Hierbei werden Vergleiche zwischen den aktuellen Perspektiven und Eigentheorien sowie den erzählten Handlungen und Ereignissen vorgenommen.

Weiterhin habe ich, ergänzend zu den von Schütze erarbeiteten Werkzeugen zur Interpretation von Biographien, auf die sensibilisierenden Konzepte zurückgegriffen, die im methodologischen Teil der Arbeit ausgearbeitet wurden (vgl. Kap. 2). Ziel dieser weiteren Abstraktion der Datentexte ist es, die Interviews in analytischere Kategorien zu fassen. Die Heuristik dient dabei dazu, eine Sensibilität zu haben für den Zusammenhang von Subjekt, Subjektivierung, Differenzen und Macht in biographischen Übergängen. Dabei steht die Frage im Zentrum, wie in

den Biographien auf Normalität Bezug genommen wird. Es stellt sich auch die Frage, wie sich die Befragten in Beziehung zu Normalitätsordnungen setzen und welche Subjektivierungsprozesse sichtbar werden. Hier wurde in Verbindung mit der dritten kognitiven Figur von Schütze ein Augenmerk auf die Erzählungen zu den sozialen Kontexten in der Biographie gelegt, da diese Kontexte potenziell Orte sind, an denen die erzählenden Subjekte Adressierungen ausgesetzt sind, die ihre Subjektposition und damit verbundene Umgangsstrategien mitbestimmen. Hier interessieren Erzählungen zum Peerkontext, zur Familie und zu ihren institutionellen Erfahrungen. Hinsichtlich der institutionellen Erfahrungen werden insbesondere Erzählungen zu (pädagogischen) Interaktionen oder zu Übergängen in und aus Institutionen analysiert. In Verbindung mit der Heuristik der Arbeit stehen die folgenden Fragen, die in diesem Auswertungsschritt an das Material gestellt wurden (diese wurden bereits in der Einleitung der Arbeit angeführt):

- Wie werden die Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit gesellschaftlichen Normalitätskonstruktionen sowie mit diesbezüglichen Zuschreibungen konfrontiert? Welche gesellschaftlichen Ordnungen werden hierbei relevant?
- Welche Anrufungen, Adressierungen und Grenzziehungsprozesse lassen sich aus der Perspektive der Jugendlichen und jungen Erwachsenen rekonstruieren? Welche Rolle spielen dabei Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe?
- Wie greifen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen diese Adressierungen auf und wie positionieren sie sich dazu?
 - o Inwiefern zeigen sich hierbei Unterwerfungspraxen in dem Sinne, dass Adressierungen bekräftigt werden?
 - o Inwiefern zeigen sich widerständige Praxen im Sinne von Veränderungen oder Verschiebungen?
 - o Inwiefern werden Adressierungen und damit verbunden Diskurse der Kinder- und Jugendhilfe von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen aufgegriffen?

Das Ergebnis des Auswertungsschrittes der strukturell inhaltlichen Beschreibung sind Interpretationstexte, die im weiteren Verlauf noch weiter verdichtet und einer vergleichenden Analyse unterzogen werden.

Analytische Abstraktion

In diesem letzten Schritt der Einzelfallanalysen habe ich die feinteilige Arbeitsweise der strukturellen Beschreibung wieder verlassen, mit dem Ziel der Ausarbeitung der »biographischen Gesamtformung« (Schütze 1983, S. 286). Hier spielt weiterhin auch das »Wie« der biographischen Selbstpräsentation eine Rolle, da das In-Erinnerung-Rufen der Erlebnisströme »nicht nur durch *Darstellungsinhalte*, son-

dern auch durch *die Art, wie von Informanten die Darstellung vorgenommen wird*« (Schütze 1984, S. 78, Herv. i. O.), geprägt wird. Hierzu werden die zu den einzelnen Sequenzen herausgearbeiteten Strukturaussagen miteinander in Verbindung gesetzt (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahar 2014, S. 236).

In diesem Schritt werden das Besondere des Falls hinsichtlich der Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen konturiert und Dimensionen herausgearbeitet für den Fallvergleich. In Verbindung damit stehen auch bereits eine deutliche Abstraktion und Verdichtung der Fälle.

Vergleich und fallübergreifende Theoretisierungen

Ein Prinzip der Grounded Theory ist die Praxis des ständigen Vergleichens in der Forschungsarbeit. Diese Praxis ist die Grundlage für die Entwicklung von theoretischen Konzepten (vgl. Strübing 2014, S. 15). Auch beim Verfahren des Theoretical Sampling spielt die Frage des Vergleichs eine Rolle bei der Auswahl weiterer Daten (vgl. Strauss 1994, S. 70 f.). In diesem Sinne spielte die Praxis des ständigen Vergleichens im Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit eine bedeutsame Rolle, um auf diesem Wege die verschiedenen Variationen von Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen herauszuarbeiten. Im Prozess der Auswertung und Theoretisierung wurde dabei deutlich, dass als eine zentrale Vergleichsdimension zwischen den Fällen die Phasen, die sich durch die Übergänge in die und aus der stationären Jugendhilfe ergeben, eine zentrale Rolle in der Konstruktion ihrer Biographie spielten. Aus diesem Grund wurden auch die Darstellungen der Einzelfälle so strukturiert. Dies war vor dem Hintergrund überraschend, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum Teil bereits vor bis zu zehn Jahren die Institution der Kinder- und Jugendhilfe verlassen hatten. In ihren Darstellungen war aber ihre Biographie so eingeteilt, dass es eine Phase gab vor der stationären Jugendhilfe, in der sie Ursachen anführten, die dazu geführt hatten, dass sie in die stationäre Jugendhilfe kamen, die Zeit in der Institution und die Zeit danach (bei denen, die kurz vor dem Auszug aus der Jugendhilfe waren, fehlt die Phase danach).

Zuletzt wurden auf dieser Basis auf fallübergreifender Ebene Theoretisierungen und Verallgemeinerungen herausgearbeitet. Mit diesem Schritt verbunden ist die Entwicklung eines theoretischen Modells, das es erlaubt, die zentralen Dimensionen (Strukturen und Prozesse) der Ergebnisse der einzelnen Fälle zur hegemonialen und sozialen Bedeutung von Normalitätskonstruktionen – verstanden als dominante gesellschaftliche Ordnungen – im Kontext von Differenzverhältnissen abzubilden. Wie bereits dargestellt, geht es mir in diesem Schritt auch insbesondere darum, auf fallübergreifende Bedingungskonstellationen aufmerksam zu machen, mit denen Jugendliche und junge Erwachsene mit Jugendhilfeeindrücken zu tun haben, und weniger darum, typisierend Aussagen zu ihnen als Person oder als Gruppe ›der‹ Care Leaver zu treffen.